

Eugen Biser
Wege des Friedens

Eugen Biser

Wege des Friedens

SANKT
ULRICH
VERLAG

GmbH

Wesentlich überarbeitete und stark ergänzte Neuausgabe von
„Er ist unser Friede“, Herder 1984

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2003 by Sankt Ulrich Verlag GmbH, Augsburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: UV Werbung, Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag, Augsburg

Titelbild: Hippolyte Flandrin, „Einzug Christi in Jerusalem“

Foto: AKG, Berlin

Druck und Herstellung: Ludwig Auer GmbH, Donauwörth

Printed in Germany

ISBN 3-929246-92-9

www.sankt-ulrich-verlag.de

VORWORT	9
---------------	---

Nur der Friede rettet die Welt

Friede als Gebot der Stunde	14
Die Friedensfähigkeit	16
Das gemeinsame Friedenswerk	17

Biblische Friedenszeugnisse

ALTTESTAMENTLICHE FRIEDENSVERHEISSUNG	20
Wo bist du?	20
Wo ist dein Bruder?	23
Der siebenfarbige Bogen	29
Der umhiegende Engel	32
„Jahwe ist Friede“	36
„Gerechtigkeit schafft Frieden“	39
Der Friedensbund	41
Der Friedensfürst	44
Das Friedensreich	46
Die Friedenstat	49
Der Friedenskuß	51
Das gestillte Herz	54
NEUTESTAMENTLICHE FRIEDENSZUSAGE	58
Friede auf Erden	58
Der Friedensgruß	61
Die Friedensbotschaft	63
Die Friedensgabe	67
Der Gott des Friedens	70
Die Entdeckung des Nächsten	72

Selig die Friedensstifter!	73
Kein Kompromißfriede!	76
Die Frucht des Friedens	79
Er ist unser Friede	82
Vom Frieden umhegt	85
Das Evangelium des Friedens	89
 ALT- UND NEUTESTAMENTLICHE TEXTE	 94

Aktuelle Aspekte

ORIENTIERUNG IM SPANNUNGSFELD DER GEGENWART	126
Die Modelle	126
Der Antrieb	129
Der Umbruch	130
Der Augenblick	132
Das Gegenmodell	134
Das Verstummen	138
Der Sinn der Stunde	140
 FRIEDE HIER UND HEUTE	 141
Die Zeit der verwirklichten Utopien	141
Das Dilemma	143
Was ist Friede?	144
Die Inversion	147
Wege aus der Gewalt	150
Die Rückfrage nach dem Menschen	152
Die Angstüberwindung	154

DIE ZITADELLE DES FRIEDENS	157
Die Drohkulisse	157
Das Friedensbewußtsein	158
Die Befestigung	161
Der Exorzismus	163
Die Tragpfeiler	164
 TOLERANZ ALS TAT DES FRIEDENS	 166
Das Gebot der Stunde	166
Die Bestätigung	168
Die Herausforderung	171
 WER HILFT HOFFEN?	 174
 DIE SELIGPREISUNGEN	 183
Die beiden Fassungen	183
Die Zusage des Gottesreichs	185
Die Macht der Friedfertigen	188

VORWORT

Nur der Friede rettet die Welt. Er bewahrt sie vor dem Absturz in die Barbarei des Krieges und vor der Geistesverwirrung in Zeiten der Kriegsvorbereitung. Und er schafft den Raum, in dem Menschlichkeit, Kultur und Religion gedeihen können. Denn im Krieg schweigen nicht nur die Musen, sondern es verstummt auch die Stimme der Vernunft und Menschlichkeit. Gegen diese Drohung erhoben sich immer schon Proteste, am eindringlichsten in Gestalt der zu Beginn der Neuzeit entstandenen „Friedensklagen“, am nachhaltigsten in der Denkschrift Immanuel Kants „Zum ewigen Frieden“ (1795). Danach ist das Wichtigste erreicht, wenn sich ein Volk zu dem Entschluß erhebt: „Es soll unter uns kein Krieg sein“. Doch selbst in diesem Fall bleibt der Friede ein bloßes Wunschziel, das insgeheim von der Befürchtung kommender Kriege verschattet ist. Deshalb ist gerade in Zeiten neuer Kriegsdrohung eine Bewußtseinswende angesagt. Entschiedener als bisher muß der Friede *apodiktisch*, als eine zwingende Notwendigkeit gedacht und zur Geltung gebracht werden. Denn er gehört zur Spitzengruppe jener höchsten Ideen, die durch ihre Alternativlosigkeit ausgezeichnet sind. Ihnen muß der Friede schon deshalb zugerechnet werden, weil er nur so als jene größte Menschheitsutopie gelten kann, die nicht nur aufgrund menschlicher Initiativen, sondern schon von sich aus auf ihre Verwirklichung drängt. Denkerisch gesehen gilt von ihm daher Ähnliches wie von dem Gottesbegriff, der, falls er nur in seiner vollen Strenge gedacht wird, die Wirklichkeit des Gedachten impliziert. Christlich gesehen gerät er so in die

Nähe des von Jesus verkündeten Gottesreiches, das in ihm, seinem Botschafter und seinem Lebenswerk, bereits Gestalt gewinnt.

Wenn diese Annahmen eine Bestätigung finden sollen, dann nach dem letzten Hinweis nur aufgrund einer umfassenden Rückfrage nach der Botschaft Jesu und ihrem Niederschlag in den neutestamentlichen Schriften. Jesus hat mit seinem Lebenswerk zwar die entscheidende Innovation in der Botschaft der Propheten Israels herbeigeführt, gerade dadurch aber bewiesen, daß er voll und ganz in deren Reihe und damit in die alttestamentliche Tradition hineingehört, so daß die Rückfrage sich zunächst an diese richten muß. Daraus ergibt sich der Aufbau der vorliegenden Schrift, die zunächst auf die alttestamentliche Friedensverheißung, dann auf die neutestamentliche Friedenszusage eingeht, um das gewonnene Ergebnis abschließend unter wechselnden Gesichtspunkten auszuwerten.

Die Fülle alttestamentlicher „Kriegsberichte“ und das Ende des Friedensboten Jesus am Kreuz werfen aber unabweisklich die Frage nach der Friedensfähigkeit des Menschen auf, der, ungeachtet seiner Friedenssehnsucht, als aggressiv, gehässig und gewaltbereit erscheint. Alttestamentlich ist ihm zwar ein Zielbild vor Augen gestellt, an dem die Schwerter zu Pflugscharen und die Lanzen zu Winzermessern umgeschmiedet werden, seine Aggressivität somit gebändigt und in konstitutive Energien umgesetzt wird. Die Einlösung dieses Versprechens bringt aber erst der Spitzenbegriff der neutestamentlichen Anthropologie im Wort von seiner Gotteskindschaft, mit dem dem in die Lebensgemeinschaft mit dem Gottessohn aufgenommenen Menschen, ungeachtet seiner Neigung zu feindseligen Reaktionen, die volle Friedensfähigkeit zuerkannt wird.

Darin bestätigt sich, daß sich der Mensch die für seine Lebensgestaltung wichtigste Wahrheit gesagt sein lassen muß. Nach christlicher Überzeugung ergibt sich daraus, daß dort, wo der nach seinen höchsten Zielen ausgreifende Menschengeist auf unüberwindliche Grenzen stößt, der Offenbarungsgott bereitsteht, der ihm mit seinem Wort auf die ihn bedrängenden Fragen antwortet. Mit der Sendung seines Sohnes brach er sein ewiges Schweigen, um dem Menschen im Doppelsinn des Ausdrucks zu sagen, „wer er ist“. Denn in jedem Wort Gottes ist der Mensch mitgesagt. Das gilt vor allem auch von der im biblischen Wort an die Welt ergehenden Friedensbotschaft. Sie dringt in das Innerste des Menschenherzens ein, um diesem Herd der menschlichen Aggressivität, Mißgunst und Feindseligkeit das Prinzip Liebe einzustiften und es so in einen Quellgrund der Solidarität und Toleranz zu verwandeln. Im Gotteswort ist der Mensch aber vor allem auch dadurch mitgesagt, daß ihm darin die Antwort auf die Frage zugesprochen wird, auf die er in der Befragung seiner Welt und seiner selbst höchstens fragmentarische Auskünfte erhält: auf die Frage nach dem Sinn seines Daseins. Wenn ihm Gott antwortet, gewinnt sein ruheloses Herz jene Erfüllungsruhe, die ihn zum Einsatz für die von ihm als Lebensaufgabe begriffene Sache des Friedens bewegt.

Damit ist auch schon gesagt, daß die biblische Verkündigung von ihrer Mitte her eine Friedensbotschaft ist. Wenn sich auch erst das Neue Testament ausdrücklich als das „Evangelium des Friedens“ versteht, gilt das doch auch schon von der Zentralessage des Alten Testaments. Wer in ihm lediglich Berichte über Unheilszeiten, Kriege und Strafgerichte erwartet, wird von den bewegenden Friedenszeugnissen überrascht sein, die es in allen seinen Teilen bietet.

Und wer vom Neuen Testament nur Zeugnisse eines sanften und auf Versöhnung einstimmenden Friedens erwartet, wird nicht weniger von der Strenge und kompromißlosen Entschiedenheit seiner Aussagen überrascht sein. Angesichts der Menge heterogener Aussagen bedarf es freilich einer Erschließungshilfe. Sie wird von dem geboten, der im Unterschied zu allen anderen Religionsstiftern nicht nur eine Botschaft hat, sondern diese in leibhaftiger Verkörperung ist, so daß er nach Art eines Interpretaments an alle Aussagen herangetragen werden muß, wenn diese in ihrer wahren Bedeutung ersichtlich werden sollen. Wenn das geschieht, spricht das Alte Testament trotz aller kriegerischen Stellen von seiner Sehnsucht nach dem alle Gegensätze versöhnenden „Friedensfürsten“, während die neutestamentlichen Zeugnisse in dem Bekenntnis übereinkommen: „Er ist unser Friede“.

Was das für die konkrete Situation besagt, versuchen die abschließenden Überlegungen herauszustellen, die für ein neues Friedensbewußtsein plädieren. Sie würdigen das im Entstehen begriffene Haus Europa als eine Zitadelle des Friedens, stellen die Toleranz als Tätigkeit des Friedens dar und treten für die Verständigung der Weltreligionen ein. Aus ihnen allen aber spricht die Überzeugung, die gezielt in die den Aufbruch im neuen Jahrtausend verdüsternde Kriegsdrohung hineingesprochen ist: Nur der Friede rettet die Welt.

NUR DER FRIEDE RETTET DIE WELT

Friede als Gebot der Stunde

Angesichts der fast täglich aus Israel eintreffenden Bilder des Grauens und der Verwüstung wirkt es wie ein Traum, wenn der Prophet Jesaja verheißt: „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Winzermessern“; denn „ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht und dessen Name Gottesheld und Friedensfürst“ lautet. Wie ein Traum wirkt es auch, wenn der damit Verheißene im Johannesevangelium versichert: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch“. Daraus zieht dann der Epheserbrief die Summe mit dem für das christliche Friedensverständnis grundlegenden Satz: „Er ist unser Friede“. Dabei war der Prophet so wenig wie Jesus selbst ein Illusionist. Vielmehr wußten beide, was die Schreckensbilder von Krieg und Verwüstung veranschaulichen: daß Haß, Gewalt, Kampf und Terror die Kontrahenten nur immer tiefer ins Verderben stürzen. Insbesondere aber kann angesichts der heutigen Vernichtungspotentiale der Krieg nicht mehr als Mittel der Austragung politischer, ökonomischer oder sozialer Konflikte in Betracht gezogen werden. Und das um so weniger, als im Gefolge des freiheitlichen Aufbruchs von 1989 auf dem blutgetränkten Boden Europas das europäische Haus und mit ihm eine Insel des Friedens entstand, von der zu hoffen war, daß von ihr Impulse des Friedens auf die ganze Welt ausstrahlen würden. Doch der terroristische Anschlag auf das Zentrum der Weltwirtschaft versetzte dieser Hoffnung, zusammen mit der amerikanischen Reaktion darauf, einen Rückschlag, von dem nicht abzusehen ist, wie er überwunden werden kann.

Mit der Eindringlichkeit eines Zeitzeichens fordern diese Ereignisse eine Neubesinnung auf den Sinn des Friedens, zu dem es keine Alternative gibt und der deshalb in seiner Unbedingtheit herausgestellt und angestrebt werden muß. Das Fernsehen hat bekanntlich die fatale Wirkung, daß es selbst die schrecklichsten Fakten in geschönte Bildsequenzen umsetzt, die im Betrachter allenfalls ein sanftes Gruseln, aber nicht die angemessene Erschütterung bewirken. Verdrängt werden daher die Todesangst der Kämpfenden, die Qualen der Verletzten und Sterbenden, der Jammer der Überlebenden und Verwaisten und die sich in alledem vollziehende Erniedrigung und Brutalisierung des Menschen. So lastet auf der Friedenssuche ein mächtiger Leidensdruck, zu dem ein ebenso großer Sinnindruck hinzu kommt. Offensichtlich war es nicht genug, daß insbesondere in Nachkriegszeiten Stimmen laut wurden, die in oft erschütternden Worten Klage über den verlorenen Frieden, das Grauen der Schlachten und den Untergang der Menschenwürde im Feuersturm der Kriege erhoben. Denn die Friedensdenker, die auf ihren Appellen aufbauten – mit Nikolaus von Kues und Immanuel Kant an ihrer Spitze –, sprachen sich zwar leidenschaftlich und scharfsinnig für die Wünschbarkeit des Friedens aus. Doch beugten sie sich dabei dem Erfahrungssatz, daß auf jeden Frieden noch immer ein neuer Krieg folgte, und verwiesen deshalb die Sache des Friedens ins Reich der Hoffnungen und Ideale. Um so nachdrücklicher muß daher angesichts der heutigen Situation gefragt werden, wie vom Frieden sachgerecht gedacht werden muß.

Nach Kant faßt ein friedenswilliges Volk den Entschluß: „Unter uns soll kein Krieg mehr sein!“ Dabei bleibt die Möglichkeit eines neuen Krieges offen. Wer aber mit dem bekannten Titel von Tolstoj „Krieg und Frieden“ sagt, hat den Frieden im Prinzip bereits an den Krieg verraten. Denn der Friede

ist nicht nur die größte aller Menschheitsutopien, die in diesem Zeitalter der sich Zug um Zug realisierenden Utopien mit aller Macht auf ihre Verwirklichung drängt; er gehört auch zu jener Spitzengruppe menschlicher Ideen, zu denen es wie zur Idee der Wahrheit, der Freiheit und des Guten keine Alternativen gibt, und die deshalb alternative- und bedingungslos gedacht werden müssen. Deshalb hat das Neue Testament das von Pius XII. als Wappenspruch gewählte Jesajawort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ in sein Gegenteil verkehrt und die Gerechtigkeit zur „Frucht“ und Folge des Friedens erklärt. Das aber heißt, daß der Friede nach Art der anderen Spitzenbegriffe bedingungs- und vorbehaltlos gedacht und angestrebt werden muß.

Die Friedensfähigkeit

Doch ist der Mensch, der so rasch zu Haß, Rache und Gewalt neigt, überhaupt friedensfähig? Wenn die zerstörten Häuser und verwüsteten Städte, wie oft behauptet wird, ein Spiegelbild seiner Seele sind, ist das sehr zu bezweifeln. Für seine Friedensunfähigkeit sprechen viele Gründe. Ihr tiefster aber ist, wie sich gerade in diesem Zeitalter der grassierenden Ängste zeigt, die Angst. Denn die Angst lähmt und vereinsamt, so daß der von ihr Befallene den Kontakt zur Mitwelt verliert und sprach- und hilflos wird. In die Enge getrieben und in seinem Existenzrecht bedroht, wird aber der Geängstete unberechenbar und aggressiv. Deshalb müßte die Angst überwunden werden, wenn der Mensch zum Frieden bewegt und befähigt werden soll. Gerade dies aber will das aus seiner Mitte begriffene Christentum. So sehr die Kirchen im Laufe der Geschichte ihre Ziele vorzugsweise mit Hilfe

einer Angstpädagogik zu erreichen und die Menschen durch die Suggestion von Gewissens-, Sünden- und Höllenängsten zur Akzeptanz ihrer Direktiven zu bewegen suchten, ist das Christentum doch von seinem Ursprung her die Religion der Angstüberwindung. Deshalb lautet das erste, bis in die Weihnachtsbotschaft zurückstrahlende Wort des Auferstandenen: „Fürchtet euch nicht!“ Was das heißt, erläutert der johanneische Satz: „Furcht ist nicht in der Liebe; vielmehr treibt die vollkommene Liebe die Furcht aus“.

Wenn der Glaube auch nicht jede Form der sich zusehends vervielfachenden Ängste beseitigt, so doch die drei Wurzelängste: die Angst vor Gott, die Angst vor dem Mitmenschen und die Angst des Menschen vor sich selbst. Die Befürchtung, mit Gott den tragenden Halt des Daseins zu verlieren, durch die Botschaft von dem bedingungslos liebenden Gott; die Angst vor dem Mitmenschen durch das Gebot der Nächstenliebe, und die Existenzangst durch die Berufung des Menschen zur Gotteskindschaft. Daran knüpft die letzte der Seligpreisungen der Bergpredigt an: „Selig die Friedenstifter; sie werden Kinder Gottes heißen!“ Wer sich zum Rang der Gotteskindschaft erhoben fühlt, weiß sich zum Frieden befähigt und verpflichtet. Der mit der „Gnadekrone der Gotteskindschaft“ gekrönte Mensch ist, wie schon der Kappadokier Gregor von Nyssa versicherte, der wahrhaft zum Friedenswerk Befähigte.

Das gemeinsame Friedenswerk

Es gibt Aufgaben von einer Größenordnung, die von keiner Institution oder Religion allein, sondern nur auf dem Weg eines Synergismus, einer Mitwirkung aller bewältigt werden kön-

nen. Dem „Evangelium des Friedens“ verpflichtet, muß sich das Christentum daher um den Schulterschuß mit kooperationsbereiten Partnern bemühen. Als erster bietet sich dafür der Buddhismus an, weil Buddha nach einem Wort Guardinis den staunenswerten Versuch unternahm, das Dasein aus den Angeln seiner gewalt- und leidvollen Verfassung zu heben und die Menschen auf den Weg der leidenschaftslosen Friedfertigkeit zu führen. Gleichzeitig steht das Christentum aufgrund seines Gottes- und Offenbarungsglaubens in einer besonderen Affinität zu Judentum und Islam. Das Verhältnis zu diesen „Abrahamsreligionen“ aber stand jahrhundertlang und bis in das Horrorszenario des Zweiten Weltkriegs hinein im Zeichen blutiger Verfolgungen und Konflikte. Inzwischen aber stehen sie gemeinsam vor der Herausforderung durch einen ozeanisch um sich greifenden Atheismus, dem sie nur mit einer gemeinsamen Anstrengung und der Bündelung ihrer Kräfte begegnen können. Um dabei glaubhaft zu sein, müßten sie der Welt aber zuerst beweisen, daß sie bereit sind, ihre alten Konflikte beizulegen und sich in Akten der Toleranz und Verständigung des Geschenks ihres gemeinsamen Gottesglaubens würdig zu erweisen. Denn nur unter dieser Voraussetzung werden sie dem atheistischen Umfeld beweisen können, daß ihre Botschaft die Welt aus ihrem krisenhaften und immer bedrohlicheren Zustand herauszuführen vermag. Wenn es aber zu dieser Bündelung ihrer Kräfte kommen soll, bedarf es einer gemeinsamen Zielsetzung. Diese könnte gewiß nicht aktueller als das vom Zeitgeschehen geforderte Ziel des Weltfriedens sein. Dazu müßten sie ihre Anhänger bewegen, um allen vor Augen zu führen, daß sie, ungeachtet der Hypothek ihrer Geschichte, aus innerster Überzeugung und Entschlossenheit Boten des Friedens sind.

BIBLISCHE FRIEDENSZEUGNISSE

ALTTESTAMENTLICHE FRIEDENSVERHEISSUNG

Wo bist du?

Die Friedensverkündigung des Alten Testaments beginnt mit einer Erfahrung extremer Friedlosigkeit. In seinem maßlosen Verlangen, es Gott gleichzutun, hat der erste Mensch den Paradiesesbund gebrochen und die Geborgenheit in Gott gegen die Erfahrung seiner Nacktheit eingetauscht. Doch bevor ihn Gott zur Rechenschaft zieht, richtet er an ihn die Frage, die tiefer als jede philosophische Fragestellung ins Zentrum des Menschseins trifft: „Wo bist du?“ (Gen 3,9). Es ist nicht die philosophische Frage nach dem Wesen des Menschen, wohl aber die nach seiner Zugehörigkeit, seiner Beheimatung und Geborgenheit.

Denn für die Bibel ist der Mensch das zur Gottebenbildlichkeit geschaffene Wesen, dem es aufgegeben ist, sich in dem, was und wofür er ist, immerfort zu begreifen und zu verwirklichen. Deshalb gerät ihm alles zum Verhängnis, solange er nicht gelernt hat, sich in seinem Sein und seinen Lebensbeziehungen anzunehmen. Von der Aktualität dieser Sicht vermittelt der Wiederentdecker der biblischen Urfrage, Sören Kierkegaard, einen Begriff, wenn er seinem „stummen Mitwisser“ gesteht: „Mein Leben ist zum Äußersten gebracht, ich ekle mich am Dasein, es ist geschmacklos, ohne Salz und Sinn ... Man steckt den Finger in die Erde, um zu riechen, in welchem Land man ist. Ich stecke den Finger ins Dasein – es riecht nach Nichts. Wo bin ich? Was will das besagen: die Welt? Was bedeutet dieses Wort? Wer hat mich in dieses Ganze hineingestellt und einfach stehengelassen? Wer bin

ich?“ In diesen Sätzen wird die Wurzel menschlicher Friedlosigkeit aufgedeckt. Alle Friedensbeteuerungen sind von innen her widerrufen, solange der Mensch nicht lernt, mit sich selbst auszukommen, die Tatsache seines Daseins zu akzeptieren, sich mit dem, was er ist und was ihm auferlegt ist, zu versöhnen. Nicht umsonst sah Romano Guardini die zentrale Aufgabe des Menschen in der „Annahme seiner selbst“. So viel an der Klärung und Bereinigung der äußeren Beziehungen gelegen ist, muß doch hier, im Verhältnis des Menschen zu sich selbst, der Anfang gemacht werden.

Für die Sache des Friedens heißt das, daß vor jeder äußeren Initiative ein Akt der Urversöhnung stehen muß, in dem es um die Versöhnung des Menschen mit der Tatsache seiner Existenz, um den Frieden mit sich selber geht. Gerade heute muß diese biblische Forderung neu ins Gedächtnis gerufen werden, da sich eine wachsende Anzahl von Menschen mit der Tatsache, daß sie sind und sein müssen, nicht mehr abfinden, geschweige denn anfreunden können. Nicht der ungeliebte Beruf oder die krisenhafte Entwicklung einer Lebensbeziehung sind es, was sie niederdrückt, sondern das Unvermögen zu sich selbst, die Unfähigkeit, Frieden im Haus des eigenen Daseins zu halten.

In dieser sensiblen Problematik ist schon viel gewonnen, wenn der ins Zerwürfnis mit sich selbst geratene Mensch die große Gottesfrage auf sich bezieht: „Wo bist du?“ Denn diese Frage ist nicht nur in der Absicht gestellt, ihm seine innerste Not vor Augen zu führen; vielmehr will sie ihm zugleich deutlich machen, daß er in seiner Existenznot nicht allein gelassen ist. Im Grunde erging sie überhaupt nur in der Absicht an ihn, ihn für die ihm vom Fragesteller gegebene Antwort hellhörig zu machen. In einem letzten Sinn antwortet der biblische Gott aber nicht so sehr dadurch, daß er dem heil- und friedlos

gewordenen Menschen Wege der Rettung aufzeigt, als vielmehr dadurch, daß er sich selbst als die unüberbietbare Antwort auf die menschliche Existenzfrage erweist.

Beim Akt der Urversöhnung ist der Mensch somit nicht auf sich selbst gestellt oder gar allein gelassen. Vielmehr ist der Gott, der ihn ins Dasein rief, für ihn zugleich der höchste Garant dafür, daß dieses Dasein lebenswert ist, daß es sich also für ihn im tiefsten Sinne „lohnt“, das lebenslange Wagnis des Menschseins einzugehen. „Seid ohne Sorgen! Die Freude am Herrn ist eure Stärke“, ruft Esra den aus der Babylonischen Gefangenschaft heimgekehrten Juden zu (Neh 8,10). Doch faßt er damit nur den Zuspruch ins Wort, der ausdrücklich oder unausdrücklich aus allen biblischen Schriften ergeht. Denn der von der Bibel verkündete Gott ist als Schöpfer der Welt zugleich die immerwährende Ermutigung aller, die er ins Dasein rief, zum Sein. Er hat „den Tod nicht geschaffen und keine Freude am Verderben der Lebenden“ (Ijob 1,13); er will nicht den Tod des Sünders, sondern „daß er sich von seinem Wandel bekehre und lebe“ (Ez 18,23). Das aber heißt, auf das Problem der Urversöhnung zurückbezogen, daß Gott selbst zu ihr und darin zu sich ruft. Er fängt die Fallenden auf; er stützt die Gebrochenen; er trägt die Ermattenden; er verhilft zum Sein! Das bestätigte der große Weisheitsdenker Nikolaus von Kues mit dem Hinweis: „Wenn ich in schweigender Betrachtung verharre, antwortest du, Herr, auf mein Innerstes mit dem Zuspruch: Sei dein eigen, dann bin auch ich dein eigen!“

Das aber ist nur eine Umschreibung für die Tatsache, daß der Gott der biblischen Schöpfungsgeschichte, auch wenn der Name nicht fällt, der Gott des Friedens ist. So ergibt es sich auch aus der Wortbedeutung, die dem alttestamentlichen Ausdruck „shalom“ zugrunde liegt. Von seinem Grundsinn

her bedeutet dieser Ausdruck soviel wie das Heil- und Ganzsein einer Sache. Deswegen will der mit der Vokabel „shalom“ ausgedrückte Friede in erster Linie als Seins- und Weltfriede verstanden werden. Wo er Einzug hält, blühen die Menschen und Dinge zu ihren größeren Möglichkeiten auf, erneuert sich das Altgewordene, gewinnt das Schwache und Kranke neue Lebenskraft. Vor allem aber faßt der Mensch neuen Mut zu sich selbst, zur Lösung jener Aufgabe, die sich ihm vor jeder anderen Verpflichtung mit der Tatsache seines Daseins stellt.

Wenn ihm die Lösung dieser Aufgabe gelingt, macht er die Urerfahrung des Friedens; und aufgrund dieser Erfahrung weiß er zugleich, daß ihm die Versöhnung mit sich selbst niemals gelänge, wenn ihm dabei nicht Gott mit der Gewährung seines Friedens zuvorkäme. Denn der Gott, der ihm die Paradiesesfrage „Wo bist du?“ stellt, gibt ihm damit auch schon zu verstehen, daß ihm die Antwort nur in der Hinkehr zu ihm, dem Fragenden, gelingt. Und das heißt in letzter Vereinfachung, daß er ihn nur deshalb in die Unruhe der Frage trieb, um sich ihm als der Gott des Friedens und das als Ziel seiner Sinnsuche zu erweisen.

Wo ist dein Bruder?

Nach biblischer Darstellung geht das Paradies mindestens dreimal verloren. Ein erstes Mal durch das vermessene Aufbegehren des Menschen gegen das göttliche Paradiesesgebot. Ein drittes und letztes Mal durch den titanischen Turmbau von Babel. Zuvor aber schon, ein zweites Mal also, durch Kains Brudermord. Im ersten Fall ist das Paradies der „Garten“ der ursprünglichen Gottesnähe; im dritten Fall ist es die

Geborgenheit in der einen Sprache, und im zweiten Fall die noch von keiner Rivalität belastete Brüderlichkeit. Sie wird von Kain zunächst aufs Spiel gesetzt, als er „dem Bruder das freundliche Angesicht Gottes“ zu mißgönnen beginnt (Gerhard von Rad), und dann vollends durch die Mordtat an ihm zerstört.

In diesem Augenblick ergeht die Frage an ihn, die an Gewicht der Paradiesesfrage nicht nachsteht: „Wo ist dein Bruder?“ (Gen 4,9). Nach biblischer Auffassung ist der Mensch das Wesen der Beziehung. Weil er in einem zunächst noch offenen – und störanfälligen – Verhältnis zu sich selber steht, bedarf es der Urversöhnung. Und weil er erst in der Beziehung zu anderen zu seiner Vollwirklichkeit gelangt, bedarf es der liebenden Verständigung und Verbundenheit mit diesen. Das ist das Paradies der brüderlichen Mitmenschlichkeit, das der Menschheit immer noch blieb, nachdem sie aus dem Paradies der ursprünglichen Gottverbundenheit vertrieben worden war. Wie kam es dazu, daß ihr auch dieses Rest-Paradies verlorenging?

Die Antwort der Bibel läßt tief blicken. Danach sind es weder menschliche Vorzüge noch kulturelle Vorteile, die Kain zum Mord an seinem Bruder veranlassen, sondern religiöse Beweggründe. Darüber vermeldet der Bericht: Jahwe schaute huldvoll auf Abel und sein Opfer. Auf Kain und sein Opfer aber schaute er nicht; deshalb geriet Kain in Wut und sein Gesicht fiel ein (Gen 4,4f.).

Was die Mordtat auslöst, ist somit die Besorgnis Kains, daß Gott sich von ihm abkehren, sich ihm entziehen und ihm – erstmals in der Menschheitsgeschichte – ein ferner und fremder werden könne. Es ist, mit einem Ausdruck Martin Bubers gesprochen, die Angst vor der Gottesfinsternis. Die tiefste Wurzel der menschlichen Aggressivität besteht somit

nach biblischer Auffassung in der Gottesangst. Denn der ferne und fremde Gott bietet dem Menschen keinen Halt; mehr noch, die Erinnerung an ihn stößt ihn erst recht in seine hilflose Einsamkeit zurück.

Darauf antwortet seine Gefühlswelt mit einer doppelten Reaktion. Auf der einen Seite verdüstert sich für ihn die ganze Welt. Während das Mißtrauen gegenüber allen Daseinssicherungen wächst, gewinnen die bedrohlichen Faktoren eine ängstigende Überwertigkeit. Der Schatten des verlorenen Gottes fällt auf sie. Gleichzeitig erwacht in ihm, wie im Fall Kains, der Neid auf alle, denen es wirklich oder vermeintlich besser ergeht. Beides aber setzt unmittelbar wilde Aggressionen frei. Im einen Fall sind sie die unmittelbare Folge der Angst, die mit dem Gefühl der Einkreisung und Ausweglosigkeit einhergeht. Im anderen Fall erregen sie sich an der Vorstellung, daß der andere der zu Recht oder Unrecht Begünstigtere sei, der den heißbegehrten „Platz an der Sonne“ eingenommen habe. Je tiefer sich diese Gefühle einfressen, desto hemmungsloser wird sich die Aggression entladen.

Unschwer ist im Hintergrund dieses Vorgangs ein Wandel im Gottesbild zu erkennen, der sich folgenscher auf das Bild des Mitmenschen niederschlägt. An die Stelle des Gottes der Paradieserzählung, der mit dem ersten Menschenpaar in väterlicher Liebe und Strenge umgeht, tritt der in sein Geheimnis entrückte Gott, der auch dann, wenn er mit Kain redet und ihn zur Rechenschaft ruft, in die Aura der Unnahbarkeit eingetaucht ist. Das aber ist der Gott, von dem die Religionspsychologie feststellt, daß er zugleich der nahe und ferne, der tröstende und erschreckende, der Gott der Erbarmung und des Gerichts ist. Sein Verhältnis zur Welt gleicht, mit einem Wort des 104. Psalms gesprochen, einem

die Äonen durchgreifenden Ein- und Ausatmen. Sendet er seinen Atem aus, dann tritt alles ins Dasein und das Antlitz der Erde wird erneuert; zieht er ihn jedoch zurück, verhüllt er sein Antlitz, so vergehen alle seine Geschöpfe und sinken in den Staub (Ps 104,29f.). Deshalb ist das Verhältnis zu ihm zwischen Hoffnung und Furcht hin- und hergerissen. Auch wenn er die Fülle seiner Wohltaten über die Welt ergießt, kann keiner wissen, ob er der Liebe oder des Hasses würdig ist. So hält dieser zugleich nahe und ferne Gott die Welt zwar in Atem; Halt und Gewißheit verleiht er jedoch nicht, da der Gedanke an ihn das Menschenherz in den denkbar tiefsten Zwiespalt der Gefühle versetzt.

Auf gleichsinnige Weise wandelt sich auch das Bild des nachparadiesischen Menschen. Nach dem Bild seines Schöpfers geschaffen, war der Mensch ursprünglich zu reiner Eindeutigkeit bestimmt. Nur so konnte die Beziehung zu ihm dem Mitmenschen zu seiner Sinn- und Identitätsfindung verhelfen. Jetzt aber, nachdem sich das Bild Gottes verdunkelte, war es auch um diese Eindeutigkeit geschehen. Zwar blieb der Mensch dem Mitmenschen Bruder in der Lebensbeziehung und Partner im Lebenskampf. Doch schlug diese positive Beziehung nur allzu leicht in ihr Gegenteil um. Der Bruder wurde zum Feind, der Partner zum lästigen Konkurrenten und gefährlichen Rivalen. Neben die Gefühle der Solidarität traten damit, ganz unvermeidlich, die von Haß, Neid und Mißgunst. So war das menschliche Zusammenleben von innen her bedroht, in seiner Wurzel gefährdet.

Vom Frieden kann in diesem Zusammenhang nur in Form von Rückblenden und Desideraten die Rede sein. In der Rückschau zeigt sich, wie sehr die Mitmenschlichkeit noch im Glanz des verlorenen Paradieses steht. In der Frage an Kain: „Wo ist dein Bruder?“ steckt dasselbe „Wo“, nach dem

der sündig gewordene erste Mensch gefragt worden war. Wie es sich dort auf den Ort der ursprünglichen paradiesischen Geborgenheit bezog, so erinnert es jetzt den Brudermörder daran, daß ihm vor seiner Untat ein Restbestand dieser Geborgenheit in Gestalt der Bruderliebe geblieben war. Nachdem er dieses Glück durch den Brudermord zerstörte, trifft ihn nun auch ein ähnliches Urteil wie das, das auf den Sündenfall des ersten Menschen folgte.

Wie dieser aus dem Paradies vertrieben wurde, wird nun auch der Brudermörder keine feste Bleibe mehr haben: „Unstet und flüchtig sollst du von jetzt an auf Erden sein!“ (Gen 4,12). Und der Bericht verschärft diese zweite Vertreibung noch durch den Zusatz: „So ging Kain weg vom Angesicht Jahwes“ (Gen 4,16). Sein Leben ist fortan eine einzige „Flucht vor Gott“ (Max Picard); es ist in einer ständigen Wegbewegung vom Urquell und Zentrum des Lebens begriffen. Und diese geradezu programmatisch gewordene Gottesferne schlägt unvermeidlich auch auf Kains Verhältnis zu seiner Mitwelt durch. Das macht die Beschreibung seiner Nachkommen unzweideutig klar. Zwar eröffnet er ihre Reihe als Erbauer der ersten Stadt, die sich wie eine „Fluchtburg“ in der verhängnisvollen Bewegung „weg von Jahwe“ ausnimmt. Doch taucht unter den Initiatoren der damit beginnenden Zivilisation neben dem ersten „Zither- und Flötenspieler“ auch der „Stammvater aller Erz- und Eisenschmiede“ auf (Gen 4,21 f.): ein Zeichen, daß das Verhältnis der Menschen von da an von Mißtrauen, Gewalt und Vergeltungsdrang bestimmt ist, auch wenn es von der gleichzeitig mit der Waffenschmiede erfundenen Kunst überglänzt wird.

Wie aus dunkler Widerspiegelung scheint in diesem Zustand das Hoffnungsbild jenes Friedens auf, den die Prophe-

ten dadurch heraufkommen sehen, daß die im Reich des Messias versammelten Völkerschaften ihre Waffen zu Ackergeräten umschmieden, daß also das aggressive Gegeneinander der Menschen durch ein konstruktives Mit- und Füreinander überwunden wird. Doch legt dieses Hoffnungsbild auch rückläufig eine weitere Wurzel der menschlichen Friedlosigkeit frei. Bestand ihre Erstursache in der Gottesangst, so besteht ihre unmittelbar daraus folgende Veranlassung in der durch Rivalität und Mißtrauen geschaffenen Distanz zwischen Mensch und Mensch. Indem sich Kain vom Angesicht Gottes wegbewegt, ist er auch schon zum Mitmenschen so weit auf Distanz gegangen, daß durch diese „Lücke“ der Kältestrom des Hasses und des Mißtrauens einsickern kann. Der aber führte nicht nur zum ersten Brudermord, sondern unterkühlt in der Folge auch jede weitere Beziehung, so daß es unter den Menschen bestenfalls zu einer bewaffneten Neutralität, aber niemals mehr zu jener liebenden Verbundenheit kommt, in der sie sich zunächst noch einen Rest des verlorenen Paradieses bewahrt hatten.

Damit ist aber auch schon gesagt, was geschehen muß, wenn Friede werden soll. Hand in Hand mit der Erneuerung des Gottesverhältnisses muß es zu einer Neugestaltung der mitmenschlichen Grundbeziehung kommen. Denn wie es für den Menschen unerträglich ist, unter der Sonne der göttlichen Heilszuwendung mit dem Einbruch der „Gottesfinsternis“ rechnen zu müssen, so kommt er mit seinem Mitmenschen in kein friedliches Einvernehmen, solange dieser für ihn ebenso sehr erwünschter Partner wie gefürchteter Rivale ist. Deshalb ist der Friede ebenso wie an die Bedingung der Urversöhnung an eine zweite geknüpft; und die betrifft die Neubegründung der zwischenmenschlichen Beziehungen auf das Prinzip der Brüderlichkeit.

Wie in der Frage des Gottesverhältnisses wird freilich auch hier erst die Botschaft Jesu eindeutige Verhältnisse schaffen. Wie sie im Bilde Gottes das Antlitz des Vaters enthüllt, hilft sie im „Anderen“ den Nächsten entdecken und – lieben. Erst damit steht die Sache des Friedens auf festem Grund. Im Verhältnis zu Gott und zum Mitmenschen muß mit ihr der Anfang gemacht werden. Wenn dies gelingt, ist auch die zweite Frage beantwortet, die dem Menschen von seiner Urgeschichte her nachgeht, die Frage: Wo ist dein Bruder?

Der siebenfarbige Bogen

Noch ein drittes Kapitel der von der Bibel erzählten Urgeschichte hat mit dem Frieden zu tun, ohne daß dabei der Ausdruck selber fällt: die Sintflutgeschichte. Mit ihr wird, genauer besehen, die Schöpfungsgeschichte ein drittes Mal erzählt, wobei gleichzeitig religionsgeschichtliche Erinnerungen und menschliche Ursehnsüchte ins Spiel kommen. Erinnerungen insbesondere an den babylonischen Schöpfungsmythos, nach dem die Welt aus dem Kampf der Götter mit der alles verschlingenden Gewalt des Urmeers hervorging; aber auch ein elementares Menschheitsverlangen, sofern sich alles Leben mit der Hoffnung auf Heil und Rettung verbindet. Demgemäß wird die Erschaffung der Welt hier im Stil einer Rettungsgeschichte erzählt.

Nur eine kleine Anzahl Lebewesen, darunter eine Handvoll Menschen, entrinnen dem Einbruch der vernichtenden Wassermassen des Himmels und der Weltentiefe, durch den sich der Anfangszustand des in Finsternis getauchten Chaos-Meeres wieder herstellte. Doch das Unerhoffbare geschieht: über den abziehenden Wassermassen kommt die Erde zum

Vorschein; die Geretteten entsteigen der Arche, und das Leben nimmt definitiv seinen Anfang. Und dieser Anfang steht im Zeichen des Friedens, den das siebenfarbige Rund des Regenbogens beziehungsreich versinnbildlicht. Wie durch ein himmlisches Tor geht die gerettete Menschheit durch diesen Bogen in ihre Zukunft hinein. Und das Tor heißt, in seiner Symbolsprache verstanden: Friede.

Daß der Regenbogen der Sintflut auf den Friedensgedanken bezogen werden kann, ergibt sich schon aus der Wirkung des von den Geretteten dargebrachten Dankesopfers. Als Gott „den Geruch der Beruhigung“ riecht, faßt er nach der ebenso drastischen wie hintergründigen Schilderung des Berichts den Beschluß, die Erde nicht noch einmal wegen des Menschen zu verfluchen, obwohl ihm die bösen Neigungen seines Herzens nur zu klar vor Augen liegen. Diesem Beschluß folgt eine zweifache Besiegelung. Eine erste durch den Bund, den Gott mit den Geretteten schließt und den er mit der Zusicherung krönt, niemals mehr die „Wasser der Flut“ über die Erde kommen zu lassen. Und dann durch das Bundeszeichen des Regenbogens, der Gott und die Menschen jedesmal, wenn er im dunklen Gewölk des Himmels aufscheint, an diesen ersten und grundlegenden Bundesschluß zwischen ihnen erinnern soll. Denn nicht nur die Menschen sollen sich bei seinem Anblick auf den zwischen Gott und ihnen bestehenden Bund besinnen; auch Gott selbst will jedesmal, wenn der „Bogen in den Wolken aufscheint“, seines Bundesschlusses mit allen lebenden Wesen gedenken.

Einleuchtend vermochte die religionsgeschichtliche Symbolforschung die Bedeutung dieses Bundeszeichens zu erklären, die zugleich den Zusammenhang mit dem Friedensthema herstellt. Der in den Wolken aufscheinende Regenbogen zeigt, daß Gott den verderbenbringenden Kriegsbogen beiseite ge-

stellt und daß die Zeit seines Zornes ein Ende genommen hat. Wo vordem die Blitze seines Zorngerichts niedergingen, spannt sich nun der Himmel seiner Güte und Menschenfreundlichkeit.

Dabei spielt es kaum eine Rolle, ob der Regenbogen selbst als die Waffe des mit der Menschheit ins Gericht gehenden Gottes zu gelten hat oder ob er in einer späteren Redaktion an die Stelle der Mondsichel trat, die im religiösen Umfeld Israels als die „Waffe Gottes im kosmischen Kampfe“ (Alfred Jeremias) angesehen wurde. In jedem Fall bekundet der himmlische Bogen, daß die große Zeitenwende eintrat, durch die auf die Zeit des Fluchs und des Verderbens die neue des Segens und des Friedens folgte.

Unverkennbar geht die Sintfluterzählung von einem Bild der Zerrüttung des kosmischen Grundgefüges aus. Darauf weist schon der Ausdruck „Sintflut“ hin, der sich seiner Grundbedeutung zufolge auf den nach orientalischer Vorstellung über dem Himmelsgewölbe liegenden Ozean bezieht, der sich bei Eintritt der Katastrophe durch die Luken des Gewölbes in den irdischen Lebensraum ergießt. Gleichzeitig brechen durch die „Brunnen der Tiefe“ die Wassermassen des unter der Erdscheibe liegenden Urmeers hervor. Im Hinblick darauf wird das Zeichen des Himmelsbogens auf neue Weise lesbar. In und mit ihm tritt dem Bild der kosmischen Zerrüttung die Figur des Himmelsgewölbes in seiner unversehrten Urgestalt entgegen.

So verdeutlicht der Regenbogen, daß die göttliche Schöpfungsordnung über die von oben und unten einbrechenden Gewalten des Chaos siegt. Das letzte Wort behalten nicht Verwüstung und Vernichtung, sondern Ordnung und Leben. Auch diese Deutung hat mit dem Friedensgedanken zu tun. Denn in seiner Grundbedeutung besagt das Wort „schalom“,

wie erinnerlich, soviel wie Heil- und Ganzsein. Es ist ein Integrationsbegriff, der sich auf die ganzheitliche Verfassung der Menschen und Dinge bezieht und demgemäß auf ihren harmonischen Zusammenklang abhebt. Deshalb ist das Verlangen des Israeliten, ungestört unter seinem „Weinstock und Feigenbaum zu sitzen“ (Mi 4,4), nicht auf eine Idylle, sondern auf einen Zustand des Wohlseins und der Bewahrung gerichtet, der letztlich die friedvolle Ordnung des Weltganzen zur Voraussetzung hat.

Nirgendwo kommt diese kosmische Voraussetzung des jüdischen Friedensverständnisses eindrucksvoller zum Vorschein als im siebenfarbigen Rund des Regenbogens, der in der stummen Beredsamkeit seiner Symbolik lauter als jedes Wort vom Frieden spricht. Wenn er sich wie ein Torbogen über der geretteten Menschheit wölbt, die durch ihn ihren Weg in die Zukunft antritt, soll damit gesagt sein, daß sie damit den „Weg des Friedens“ beschritten hat, auch wenn sie der tatsächliche Geschichtsgang noch sooft durch ein Meer von Blut und Tränen führt.

Der umhengehende Engel

Was die Sintflutgeschichte in mythischen Bildern entwirft, erfährt Israel in historischer Wiederholung dieses Geschehens an sich beim Durchzug durch das Rote Meer. Die Bedrängnis des Volks erreicht ihren Gipfel, als es bei seinem Auszug am Schilfmeer anlangt und gleichzeitig bemerkt, daß ihm die ägyptische Streitmacht nachsetzt, um es mit Gewalt in das Herrschaftsgebiet des Pharaos zurückzuholen. Da widerfährt ihm dadurch wunderbare Rettung, daß der „Engel Gottes“, der Israel in der Feuersäule vorangeht

war, seine Stellung ändert und seinen Platz „zwischen dem Heer der Ägypter und dem Lager der Israeliten“ einnimmt (Ex 14,19 f.). Auf diese einschneidende Heilserfahrung greift der 34. Psalm zurück, wenn er bekennt: „Der Engel des Herrn lagert sich rings um die, die ihn fürchten, und schafft ihnen Rettung“ (34,8).

Aufs neue macht das Bild von dem die Bedrängten umlagernden Engel deutlich, was „Friede“ im alttestamentlichen Sprachgebrauch besagt. Da zwischen dem „Engel Jahwes“ und Gott selbst nicht unterschieden werden kann, besagt er ein Leben, das von Gott umhegt, in Gott geborgen und aufgehoben ist. Im Rückblick auf die an den Menschen ergangene Paradiesesfrage könnte man auch sagen, der Friede sei ihre unüberbietbare Beantwortung. Dort war der Mensch gefragt worden: „Wo bist du?“ Nun findet er im Frieden jene Geborgenheit, die ihn der Antwort überhebt, weil es keinen „Ort“ gibt, an dem er wesentlicher aufgehoben und zu Hause wäre als hier, in der Umhegung durch die bergende und schützende Gotteswirklichkeit. Aber darf dieses bewegende Bild überhaupt auf den Friedensgedanken bezogen werden? Wird ihm dadurch nicht eine Bedeutung unterlegt, die ihm von der ausgesagten „Sache“ her nicht zukommt?

Abgesehen davon, daß es gerade die im Engelbild ausgesagte Geborgenheit in Gott ist, die dazu berechtigt, bestätigt der Psalm in seinem weiteren Verlauf auch noch ausdrücklich den erfragten Zusammenhang, wenn er in seinem lehrhaften Teil dazu aufruft: „Suche den Frieden und jage ihm nach!“ (34,15). Und es kommt einer neuerlichen Bestätigung gleich, wenn der Erste Petrusbrief gerade diese Stelle aufgreift, um seinen Aufruf zur Sinneseinheit, zu Mitgefühl und brüderlicher Liebe durch ein alttestamentliches Zeugnis zu stützen (1 Petr 3,11). Offensichtlich hat er den Psalm insge-

samt, so kann man daraus schließen, als eine Friedensaussage aufgefaßt. Tatsächlich wirkt die von ihm angeführte Stelle wie der Imperativ, der sich aus dem Indikativ des Bilds von der bergenden Umhegung durch den Gottesengel ergibt. Was in ihm ganz Gewährung des göttlichen Erbarmens ist, wird hier zum Appell an den Menschen, so daß sich göttliche Ruhe und menschliche Bewegung, Friedensgewährung und Friedenssuche, die Waage halten.

Schließlich müssen in diesem Zusammenhang auch Stil und Aufbau des Psalms berücksichtigt werden. Auf der einen Seite gehört er zu den alphabetisch geordneten Lehrpsalmen, deren Aufbau nur eine lose Gedankenverknüpfung erlaubt, auf der anderen Seite lassen unüberhörbare Anklänge seine Nähe zur Weisheitsliteratur erkennen, die alles Sein und Geschehen, zumal aber das göttliche Walten in Israels Geschichte, im Spiegel des Weisheitsgedankens bedenkt. Das berechtigt vollends dazu, das Bild des Psalms auf seine Friedensaussage zu beziehen, auch wenn er diese in den Imperativ kleidet: „jage ihm nach!“ Denn nirgendwo gilt mehr als in seinem Kontext, daß die göttlichen Gaben stets auch die höchsten Aufgaben des Menschen sind.

Wer das bedenkt, wird aus den Aussagen des Lehrpsalms keineswegs den „naiven Vergeltungsglauben“ heraushören, den ihm seine religionsgeschichtlich orientierten Kritiker zum Vorwurf machten. Er wird vielmehr im Dialog des Psalmisten mit dem von ihm wiederholt angesprochenen Adepten einen Widerschein jenes Wechselspiels entdecken, in dem die spätjüdische Weisheit mit der menschlichen Existenznot begriffen ist. Dieses Wechselspiel bringt es mit sich, daß sich der bedrängte Mensch inmitten seiner Hilflosigkeit von Gott umhegt (34,8), erblickt (34,16), erhört (34,18) und angenommen fühlt (34,19), und daß sich umgekehrt die in der Weisheit

geschaute Heilswirklichkeit Gottes immer wieder auf die vielfältige Bedrängnis des Menschen zurückbezieht. So ist der Psalm ein einziges Dokument für die Tatsache, daß die Weisheit Israels zunächst eine Phase der „Erfahrungsweisheit“ durchlief, bevor sie sich zur Höhe der spekulativen Weisheit, wie sie insbesondere das Weisheitsbuch dokumentiert, erhob (Gerhard von Rad).

Aus diesem Wechselspiel erklärt sich die Ausdruckswelt, vor allem aber der Gedankengang des Psalms. Denn er überrascht nicht nur durch Anrufungen wie die in den liturgischen Sprachgebrauch eingegangene: „Kostet und seht, wie götig der Herr ist“ (34,9); vielmehr führt er auch trotz der losen Gedankenreihung mit großer Konsequenz von der eingangs beschriebenen Bedrängnis bis zu den Erfahrungen der rettenden Gottesnähe, die er abschließend bezeugt. Eingangs häufen sich die Anspielungen auf die Angst, die Nöte und die Entbehrungen, die der Beter erleidet und die ihn zum Aufschrei um göttliche Hilfe bewegen. Und diese Notsituation wird dann noch entscheidend vertieft, wenn das Bild von dem umhegenden Gottesengel auf die verzweifelte Lage Israels zurückbezogen wird, dem der „Engel Jahwes“ dadurch zu Hilfe kommt, daß er sich zwischen das Volk und die nachstürmenden Feinde „lagert“.

Nach dem „didaktischen Zwischenspiel“, in dem der Psalmist seine Adepten mit der Einladung: „Kommt, Kinder, und hört mir zu!“ (34,12) dazu auffordert, sich von ihm in der „Furcht des Herrn“ unterweisen zu lassen, schließt der Psalm dann durch nicht minder gehäufte Bilder von der rettenden Nähe und Heilszuwendung Gottes. Aus innerster Zuversicht bekennt sich der Beter hier zu der Überzeugung, daß sich Gottes Antlitz und Ohr gerade dem Bedrängten zuwenden (34,16.18), und daß er „den zerbrochenen Her-

zen“ besonders nah und gegenwärtig ist (34,19). So bewahrt Gott den Frommen vor Verzweiflung und dem Zusammenbruch seiner Existenz. Er behütet, mit der drastischen Bildsprache des Psalms gesprochen, alle seine Gebeine, so daß „keines von ihnen zerbricht“ (34,21).

Bekanntlich greift die Johannespassion im Bericht von der Durchbohrung der Seite Jesu (Joh 19,31–36) ausdrücklich auf diesen Psalmvers zurück. Das ist mehr als ein nur punktueller Bezug. Denn gerade nach der Johannespassion stirbt Jesus als der durch Gott Gerechtfertigte und Vollendete. Obwohl ihm jede äußere Hilfe versagt bleibt, ist er dem Deutewort des Hebräerbriefs zufolge von Gott erhört „und aus seiner Todesnot befreit worden“ (Hebr 5,7). Im Licht des 34. Psalms gesehen erscheint Jesus damit als das Paradigma des Beters, dessen Aufschrei durch Gott selbst erhört und beantwortet wird. Was ihn tröstet, ist allein die innere, die göttliche Hilfe. Über seiner Finsternis erstrahlt das Leuchten des göttlichen Angesichts; in seiner Einsamkeit weiß er sich von Gott gehört; in der Gebrochenheit seines Herzens fühlt er die rettende Gegenwart dessen, der gerade den Bedrängten und Geschlagenen nahe ist. Damit gewinnt vor allem aber das Bild von dem umhagenden Gottesengel seine letzte Bestätigung. Aus der Fülle der alttestamentlichen Bilder hebt sich hier das des in Gott aufgehobenen, geborgenen und zur Ruhe gekommenen Menschenherzens ab. Und das ist wie kein anderes das Bild des Friedens.

„Jahwe ist Friede“

Es war dem kriegerrischsten der alttestamentlichen Bücher, dem Richterbuch, vorbehalten, diesen Gedanken auf seinen

innersten Wahrheitsgrund zurückzuführen. Wieder einmal tat Israel, „was in den Augen Jahwes böse ist“; deshalb lastet die Hand Midians schwer auf ihm (Ri 6,1f.). Jedesmal, wenn die Ernte auf den Feldern reift, fallen die Feinde ein, „zahllos wie die Heuschrecken“, und bringen über das Volk Hunger und Elend, so daß die Israeliten verzweifelt nach Gottes Hilfe schreien. In dieser notvollen Stunde erinnert sie ein Jahwe-Prophet an die wunderbare Hilfe, die Israel beim Auszug aus Ägypten durch seinen Bundesgott erfuhr, der sie auch jetzt, in der neuen Bedrängnis, nicht der Gewalt ihrer Feinde überlassen werde (Ri 6,8–10).

Da setzt Gott auch schon das Rettungswerk in Gang. Ausgerechnet Gideon, einem Angehörigen der schwächsten Sippe im Stamm Manasse und dem Geringsten im Haus seines Vaters (Ri 6,15), erscheint der Engel Jahwes, um ihn mit der Rettung Israels zu beauftragen. Überrascht und betroffen von diesem unerwarteten Auftrag erbittet der Erwählte ein bestätigendes Zeichen. Da berührt der Engel mit der Spitze seines Stabes die rasch herbeigeschaffte Opfertafel; Feuer schlägt aus dem Felsen und verzehrt das Opfer, während der Engel den Augen Gideons entschwindet (6,21). Jetzt erst begreift der Erwählte, daß er Gott selbst von Angesicht geschaut hat, und er fürchtet, daß diese Schau seinen Tod bedeute. Doch die Stimme Gottes beruhigt ihn: „Friede sei mit dir! Fürchte dich nicht; du sollst nicht sterben!“ (6,23). Und Gideon errichtet zum Andenken an diese wunderbare Begebenheit einen Altar, dem er die Aufschrift „Jahwe ist Friede“ gibt (6,24).

Unter denkbar unfriedlichen Verhältnissen erfährt die Sache des Friedens damit eine erste vollgültige Klärung. Sosehr der Friede all das ist, was die in dem Ausdruck „schalom“ mitschwingende Bedeutung des Wohlergehens und

Heilseins besagt, und so sehr er zugleich der Inbegriff der Geborgenheit des Menschenherzens in der Huld und Nähe Gottes ist, reicht er mit seiner Sinnspitze doch bis in das Gottesgeheimnis selbst hinein. Wie in einem Lichtblick wird das in der Gideon-Szene, inmitten höchster Bedrängnis, klar. Damit gewinnt das alttestamentliche Denken nicht nur die Basis, auf der sich die Vision des messianischen Friedensreiches erhebt, sondern auch die Höhe, auf der es die zentrale Friedensaussage des Neuen Testaments vorwegnimmt; denn auch sie lautet: „Er ist unser Friede“ (Eph 2,14).

Friede, das spricht aus Gideons Altartitel, ist mehr als nur die Erfahrung des Heilseins, der Rettung und der Geborgenheit durch Gott, und er ist auch mehr als jenes Empfinden der Gottesnähe, in dem der Beter seine Befestigung und Sinnerfüllung findet; Friede ist, wie sich nunmehr klärt, ein Synonym für Gott selbst, Inbegriff des sich der bedrängten Menschheit zuwendenden, sie in seine Geborgenheit aufnehmenden, sich ihr liebend übereignenden Gottes. So wird es dann vollends in der neutestamentlichen Bestätigung dieses Gedankens deutlich. Und auf die neutestamentliche Gottesoffenbarung weist auch die Tatsache voraus, daß das Licht der tiefsten Einsicht aus der Finsternis des Widerspruchs aufstrahlt. Denn auch in der Selbstoffenbarung Jesu wird es immer wieder so ergehen, daß er sein innerstes Wesensgeheimnis nicht im Kreis der Freunde und Jünger, sondern im Wortkampf mit seinen Gegnern ausspricht. So aber entspricht es vollauf dem Altartitel Gideons, der sich als eine Eingebung höchster nationaler und existentieller Not erweist. Als sein Volk voller Verzweiflung zum Himmel schreit und er selbst die Erscheinung des Gottesengels als Ankündigung seines Todes empfindet, erkennt er: „Jahwe ist Friede!“

„Gerechtigkeit schafft Frieden“

Auch wenn die Gottesfurcht, über die der Sprecher des 34. Psalms belehren möchte, im Fortgang der alttestamentlichen Schriften als „Anfang der Weisheit“ bezeichnet wird (Spr 1,7), bleibt Israel doch, trotz allen Wissens um die liebende Zuwendung seines Bundesherrn, auf einer Vorstufe jener Offenbarung, die im Gedanken an die unwiderrufene Liebe Gottes ihre Mitte hat. Für den „Glauben der Propheten“ (Martin Buber) behält Gott auch inmitten der Erweise seiner Erbarmung, Nähe und Liebe die Freiheit, sich in die Ferne jener Verborgenheit zurückzuziehen, aus der er als Liebender hervortrat. Erst für die neutestamentliche Gottesoffenbarung gilt: „Furcht ist nicht in der Liebe; vielmehr treibt die vollkommene Liebe die Furcht aus“ (1 Joh 4,20). Dem entspricht die Grenze, die im alttestamentlichen Friedensbegriff sichtbar wird. Sosehr der Friede das Ganz- und Heilsein der Gotteswerke meint, sosehr er in seiner Weite die ganze Welt umfaßt und sosehr er schließlich seine Sinnspitze in Gott selber hat, ist er für das alttestamentliche Denken doch nicht das tragende Grundprinzip der Welt- und Lebensordnung; vielmehr bedarf er seinerseits einer Begründung, wenn er herbeigeführt und auf Dauer gesichert werden soll.

Dokument dieser für das alttestamentliche Denken kennzeichnenden Abfolge ist das große Friedenswort, mit dem das 32. Kapitel des Buchs Jesaja ausklingt. Mit seiner einleitenden Wendung stellt es den Frieden, wie dies bereits im Buch Genesis geschah, in den Kontext des Schöpfungsglaubens. Aufs neue will Gott, wie schon im Urbeginn der Welt und dann nochmals am Ende der Sintflut, den „Geist aus der Höhe“ über das Chaos ausgießen, um die Wüste in ein paradiesisches Fruchtgefülle zu verwandeln (Jes 32,15).

Mit ihm wird das Recht Einzug halten und die Gerechtigkeit in dem neu erstandenen Fruchtgarten wohnen (32,16). Die Frucht der Gerechtigkeit aber ist der Friede und die Wirkung des Rechts bleibende „Ruhe und Sicherheit“ (32,17). Dann wird das Volk endlich wieder in friedlichen Landstrichen an sicheren Wohnstätten siedeln können (32,18).

Zwar wird das Jesajabuch in seinem dritten Teil, dem sogenannten „Trito-Jesaja“, bei dieser Vorordnung der Gerechtigkeit nicht stehenbleiben, sondern sie durch die Verheißung egalisieren, daß Gott über das wiedererstandene Jerusalem „Frieden und Gerechtigkeit“ als Obrigkeit einsetzen werde (60,17). Dennoch wird sich das Neue Testament veranlaßt sehen, im Bewußtsein der absoluten Vorrangigkeit des Friedens an dieser Stelle eine entscheidende Korrektur anzubringen; denn für den Jakobusbrief ist der Friede nicht mehr das Werk der Gerechtigkeit, sondern diese umgekehrt die „Frucht des Friedens“ (Jak 3,18).

Indessen darf die nicht zuletzt auch in politischer Hinsicht hochbedeutsame Klärung nicht übersehen werden, die mit der Jesajastelle erzielt ist. Denn ursprünglich steht die Idee der Gerechtigkeit nicht im Zusammenhang mit der einer sie sichernden und ihr zu überregionaler Bedeutung verhelfenden politischen Instanz. Recht und Gerechtigkeit müssen vielmehr im Interesse der Lebenssicherung durch Vorschriften garantiert werden, die zunächst nur im engen Sippenverband gelten (Johann Jakob Stamm). In der Frage der universalen Geltung hat der Gedanke des Friedens, verglichen mit dem der Gerechtigkeit, einen weiten Vorsprung; denn Israel denkt ihn schon früh im Horizont des Weltganzen und damit als den alle Kreaturen umgreifenden Weltfrieden. Wenn die Jesajastelle nun den Frieden das „Werk der Gerechtigkeit“ nennt, kommt es unwillkürlich zu einer Übertragung des Geltungs-

anspruchs. Denn das tragende Prinzip muß ebenso weiträumig gelten wie die von ihm hervorgebrachte Wirkung.

So darf die Jesajastelle auch als das Dokument der Tatsache gelten, daß der Begriff der Gerechtigkeit im Gefolge des universal gedachten Friedens in Israel zu einer alle sozialen und politischen Verhältnisse übergreifenden Geltung gelangte. Von daher fällt auch Licht auf die Vorstufen. Wenn es im Buch Numeri heißt: „Einerlei Gesetz und einerlei Recht soll gelten für euch und für den Fremden, der bei euch wohnt“ (Num 15,16), ist damit bereits ein wichtiger Schritt in die bezeichnete Richtung getan. Der Friede aber erscheint in alledem als eine geistige Macht, die kraft ihrer inneren Logik unablässig auf die Humanisierung aller Verhältnisse hinwirkt.

Der Friedensbund

Von Anfang an ist die Friedensvorstellung Israels mit dem Bundesgedanken verflochten. Als Gott nach der Sintflut das Friedenszeichen des Regenbogens in die Wolken setzt, erläutert er diese Symbolhandlung mit dem Wort: „Seht, ich schließe einen Bund mit euch und euren Nachkommen, die nach euch sein werden, und mit allen Lebewesen, die bei euch sind“ (Gen 9,9). Und beim Propheten Hosea bekräftigt Gott diese Entschließung mit dem Wort: „An jenem Tag schließe ich für sie einen Bund mit den Tieren des Waldes und mit den Vögeln des Himmels und dem Gewürm der Erde. Ich verbanne Bogen und Schwert und Krieg aus dem Land und lasse sie wohnen in Sicherheit“ (Hos 2,20).

Der auffälligen Erweiterung, die der Bundesgedanke hier erfährt, entspricht eine nicht weniger deutliche Vertiefung.

Während er anfänglich einem Vertragsverhältnis gleichkommt, in welchem das Bundesvolk seinem göttlichen Partner Treue und Gehorsam und dieser ihm ein Leben in Sicherheit zusichert, gewinnt er hier so sehr an Intimität, daß sich dem Propheten geradezu das Bild eines zwischen Jahwe und Israel geschlossenen Ehebundes aufdrängt. Weil Israel zu seinem Bundesgott „Mein Gemahl“ und nicht mehr „Mein Baal“ sagen wird (Hos 2,18), und weil es ihm damit unverbrüchliche Gattenliebe verspricht, geht auch die göttliche „Gegenleistung“ weit über das hinaus, was Gegenstand der vertraglichen Zusicherung war.

Nicht nur politische Sicherheit wird Israel garantiert, wie dies dem Volk (nach 2 Sam 2,4) auch bei der Einsetzung eines Königs zugesichert wurde, sondern die Wiederkehr der paradiesischen Segenszeit. Deshalb umgreift der Bund nun auch die „Tiere des Feldes“, die zum Paradiesesfrieden zurückgeführt werden sollen. Vor allem aber sollen durch ihn die Menschen zu einem Verhältnis zueinander geführt werden, das nicht mehr im Zeichen der Gewalt steht, so daß für „Bogen, Schwert und Krieg“ kein Platz mehr im Lande ist. Vor diesem Hintergrund, der Erinnerungen an die paradiesische Urzeit aufleben läßt, ergeht die Verheißung an Israel: „Dann wirst du mir angetraut auf immer, angetraut in Gerechtigkeit und Recht, in Liebe und Erbarmen“ (Hos 2,21).

Angesichts dieser intensiven Verflechtung von Bundes- und Friedensgedanke bedarf es nur noch eines kleinen Schritts, um den Bund zum Inbegriff des Friedens und diesen zum Inhalt des Bundes werden zu lassen. Das geschieht in der Heilszusage des Deutero-Jesaja, also des zweiten Jesajabuches, die in ausdrücklichem Rückbezug auf „Noahs Tage“ versichert: „Und mögen Berge weichen und Hügel wanken, so wird doch meine Liebe niemals weichen und mein

Friedensbund nicht wanken, spricht Jahwe, dein Erbarmender“ (Jes 54,10). Da in diesem Spruch gleich zweimal von der erbarmenden Liebe Gottes die Rede ist, überrascht es nicht, daß im Auftakt zu der Stelle Israel mit dem Wort getröstet wird, daß die Zeit seiner „Witwenschaft“ beendet sei, weil sein Schöpfer und Erlöser sich als „Gemahl“ zu ihm bekenne (54,4f.). So kommt die intime Motivwelt des Propheten Hosea folgerichtig erneut ins Spiel.

Um so mehr überrascht dagegen der Gedanke an die Unwiderruflichkeit dieses Liebes- und Friedensbundes. Er ergibt sich jedoch als Konsequenz aus dem von Hosea gebrauchten Bild. Denn der als „Eheschluß“ verstandene Gottesbund ist seiner ganzen Natur nach auf Unauflöslichkeit angelegt. Er duldet keinen Rücktritt, weder von seiten des menschlichen noch des göttlichen Partners. Es geht vielmehr, wie der Prophet Jeremia verdeutlicht, um einen „ewigen Bund“, der „in der dauernden Zuwendung Jahwes“ zu seinem Volk begründet ist (Johann Jakob Stamm).

Freilich läßt die Prophetie des Jeremia auch keinen Zweifel daran, daß es sich bei dem auf ewige Zeiten geschlossenen „neuen Bund“ um eine Zukunftsperspektive handelt, die weit über das hinausgeht, was „damals“ geschah, als Gott sein Volk „bei der Hand nahm und aus dem Land Ägypten herausführte“ (Jer 31,31f.). Aber es gehört, zumindest christlich gesehen, nun einmal zum Eigenprofil des Glaubens Israels, daß er, ohne dadurch zur bloßen Vorstufe zu werden, Mal um Mal über sich hinausweist und sich so als Verheißung zu verstehen gibt, die einer größeren Einlösung harret.

Der Friedensfürst

Eng verknüpft mit dem Gedanken des Friedensbundes ist der von der Errichtung eines allumfassenden Friedensreiches und seines von Gott eingesetzten Herrschers, des Messias. Er ist der von Israel ersehnte „Engel des Bundes“ (Mal 3,1), der Gottesheld, der mit dem Geist der Weisheit und des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Erkenntnis und der Furcht Jahwes gesalbt ist (Jes 11,1), das „große Licht für das Volk im Dunkeln“ (Jes 9,1), der uns geschenkte „Sohn“, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht (9,5). Schon bei der Beschreibung dieser Herrschaft taucht das Friedensmotiv auf; denn er ist dazu bestimmt, „endlosen Frieden“ im Königreich Davids heraufzuführen (9,6). Erst recht geht seine Friedensmission aus seinem Geheimnisnamen hervor, heißt er doch: „Wunder-Rat, Gottesheld, Ewig-Vater, Friedensfürst“ (9,5).

Was der Name zu verstehen gibt, bestätigt das Bild, das der Prophet Sacharja von ihm entwirft: Er kommt nicht hoch zu Roß, sondern demütig, auf dem Füllen einer Eselin (Sach 9,9). Dem entspricht sein Walten: er beseitigt die Streitwagen und Kampfbogen und gebietet weltweiten Frieden; denn „seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, vom Strom bis an die Enden der Erde“ (9, 10).

An diese Hoffnungsperspektive knüpft das Königsbild des 72. Psalms an. Wie der Gesalbte in der jesajanischen Prophetie ist der von Gott erkorene König auch hier in erster Linie damit beauftragt, „das Gottesrecht auf Erden durchzusetzen“ (Gerhard von Rad). Dabei gilt sein Einsatz in besonderer Weise den in gesellschaftlicher Hinsicht Beiseitegestellten, den Bedrückten und den Kindern (Ps 72,4). Das wirkt auf das Volk wie eine kosmische Wohltat, „wie strömender Regen, der die Erde tränkt“ (72,6). Die Nähe zur Denkweise des Jesaja

zeigt sich auch darin, daß aus dem messianischen Einsatz für die Gerechtigkeit der Friede folgt: „In seinen Tagen erblühen Gerechtigkeit und die Fülle des Friedens“ (72,7).

Es ist diese segensreiche und friedensstiftende Herrschaft, welcher der Messias König die unablässige Mehrung seines Reiches verdankt. Während seine Feinde vor ihm niedersinken und seine Gegner den Staub küssen (72,9), kommen die Könige aus nah und fern, sogar aus Arabien und Saba, um ihm zu huldigen und ihm ihre Geschenke darzubringen (72,10). Daß es vor allem seine Rücksicht auf die Bedrängten und Unterdrückten ist, die ihm den Weltruhm einträgt, macht der Psalm dadurch deutlich, daß er nochmals auf diesen Tatbestand zurückkommt. Er erhört den Notschrei des Armen, der ihn anruft, und er nimmt sich des Verlassenen an, dessen sich sonst keiner erbarmt (72,12); denn das Blut der Geringen, die Gewalt und Unrecht erleiden, „ist kostbar in seinen Augen“ (72,14).

Wie aber vermöchte dies der Messias König, wenn er nicht selbst leiderfahren und leiderprobt wäre? Auf diese Rückfrage antwortet die alttestamentliche Prophetie mit der Enthüllung einer rätselhaften Passionsgestalt, die in den „Gottesknechtliedern“ des Deutero-Jesaja erfolgt. Wie auf den Messias König ist auch auf ihn der Geist Gottes gelegt, damit er seine Wahrheit zu allen Völkern trage; doch geschieht das behutsam und leise, wie es der Rücksicht auf die „gebrochenen Herzen“ entspricht. Das betont das erste der Lieder mit einer Wendung, die der Evangelist Matthäus unverkürzt auf Jesus beziehen wird (Mt 12,20): „Das geknickte Rohr bricht er nicht, den glimmenden Docht löscht er nicht“ (Jes 42,3). Deshalb waltet er auch nicht in der Weise des herrscherlichen Rechtsprechens, sondern des stellvertretenden Sühneleidens.

Damit fällt aber das Bild des Gottesknechts aus allen bekannten Proportionen, so daß das dritte Lied davon nur wie von einer „unglaublichen Kunde“ zu sprechen wagt. Keine Gestalt und Schönheit ist an ihm, diesem „Mann der Schmerzen“, vor dem man das Gesicht verbergen möchte; „doch wurde er von unseren Sünden durchbohrt, von unseren Verschuldungen geschlagen; zu unserem Heil liegt die Strafe auf ihm, durch seine Wunden sind wir genesen“ (Jes 53,5).

So verliert sich die Gestalt des gottesgesandten Heilbringers gerade dort in ein undurchdringliches Dunkel, wo deutlich wird, daß seine Friedensstiftung den Menschen bis in seine Sündennot und sein Selbstzerwürfnis hinein begleitet. So klar hier gesagt wird, daß der Friede mit einem Akt der Urversöhnung beginnen und in der Versöhnung mit Gott enden muß, so undeutbar bleibt die Gestalt dessen, durch den er getan ist. Kaum einmal hat sich darum das Neue Testament mit seiner Christusbotschaft so sehr als die Antwort auf die Frage des Alten verstanden wie hier.

Das Friedensreich

Weil der Friede zu jenen Gütern zählt, die man entweder mit allen zusammen oder überhaupt nicht hat, muß die Gestalt des messianischen Friedensbringers durch eine Schilderung seines Herrschaftsbereichs ergänzt werden. Die alttestamentliche Prophetie bringt in diesem Zusammenhang zwei Bilder ins Spiel, die sich gegenseitig ergänzen. Das Bild des messianischen Friedensreichs und das der Friedensstadt, in der dieses Reich sein Zentrum hat. Dabei vermittelt das Bild des Reichs vor allem eine Vorstellung von der weltweiten Ausstrahlung des messianischen Waltens, während das Bild

der Stadt eher eine „Innenschau“ der Strukturgesetze dieses Reiches vermittelt. Während der Königpsalm (Ps 72) mehr auf die grenzenlose Ausdehnung des Friedensreiches abhebt, neigt die jesajanische Prophetie eher dazu, die „Binnenwirkungen“ des messianischen Friedens herauszustellen.

Wenn der Psalm die räumliche und zeitliche Unbegrenztheit des messianischen Friedens unterstreicht, der sich bis an die „Enden der Erde“ dehnt und so lange wie der Mond dauert (72,7f.), gibt er damit auch schon zu verstehen, daß der Friede in strenger Unteilbarkeit gedacht werden muß, so daß jede partikuläre Auffassung seinen Sinn von vornherein verfehlt. Friede ist, härter noch ausgedrückt, kein Gegenprinzip zu Unfriede und Krieg, sondern die einzig sinnvolle und zulässige Grundlage einer menschlichen Lebensordnung. Auch wenn Israel im tatsächlichen Verlauf seiner Geschichte noch sooft hinter diese theoretische Position zurückfiel, bleibt es doch seine geistige Ruhmestat, daß sie überhaupt erreicht wurde.

Das unterstreicht der Königpsalm in der Form, daß er „alle Könige der Erde“ dem messianischen Friedenskönig huldigen und damit die geistige Überlegenheit seiner Herrschaft anerkennen läßt (72,11). Die jesajanische Schilderung des Messiasreichs bestätigt das in der Form, daß sie seine Friedensordnung in mythischen Bildern als die Wiederherstellung des Paradiesefriedens feiert. Im Reich des Messias wohnt der Wolf beim Lamm, weidet der Löwe mit dem Rind, spielt das Kind am Schlupfloch der Natter (Jes 11,6 ff.). Denn, so lautet die erstaunliche Begründung, „das Land ist voll der Erkenntnis des Herrn, so wie die Wasser den Meeresgrund bedecken“ (11,9). Wenn auch nur andeutungsweise, kommt darin der Grund für die Universalität und Unteilbarkeit des Friedens zum Ausdruck. Es ist

die universale, allen Menschen geltende Gotteswahrheit, welche die Grenzenlosigkeit des Friedens nach sich zieht.

Mit der Signatur der Gotteswahrheit hängt es auch zusammen, daß die Segnungen des Friedens im Zentrum des messianischen Reichs besonders in Erscheinung treten. Denn anders als die „Wahrheit der Welt“ hat die Offenbarungswahrheit in Gott ihre Mitte, aus der sie hervorgeht und auf die sie sich zurückbezieht. Dem entspricht im messianischen Friedensreich die „wiedererrichtete Hütte Davids“ (Am 9,11), der Gottesberg Zion (Ps 48,3), die Friedensstadt Jerusalem. Dort, auf Gottes heiligem Berg, hören die Raubtiere auf zu schaden (Jes 11,9), geht das Kriegsgerät in Flammen auf (Jes 9,4), herrscht die „Fülle des Friedens, der Weisheit und der Erkenntnis“ (Jes 33,6). Am deutlichsten aber wird hier, wie bereits angedeutet, das dritte Jesajabuch, wenn Jahwe dem neuen Jerusalem zusichert, daß es die „Milch der Völker trinken und sich vom Reichtum der Könige nähren“ werde (Jes 60,16), und wenn er diese Zusage mit der Entschließung krönt, daß er „Frieden und Gerechtigkeit“ als seine Obrigkeit einsetzen wolle (60,17). In seinem ganzen Bereich werde man weder von Gewalttat noch von Verwüstung hören; denn „Friede“ werde man seine Mauern nennen und „Ruhm“ seine Tore (60,18).

Das aber ist, wie im unmittelbaren Anschluß daran gesagt wird, lediglich die bildhafte Umschreibung für ein Leben im Glanz der göttlichen Wahrheit: „Nicht wird die Sonne dir am Tage leuchten noch der Mond bei Nacht; denn Jahwe wird dein unvergängliches Licht sein und dein Gott deine Tageshelle“ (60,19). Deutlicher kann kaum noch gesagt werden, daß die messianische Friedensordnung ihr Formgesetz in der Gotteswahrheit hat, so wie diese nirgendwo machtvoller aufscheint als im Reich des Friedens.

Die Friedenstat

Kein Element der alttestamentlichen Friedensbotschaft wurde durch die gegenwärtige Diskussion so bekannt wie das Wort von den zu Ackergeräten umgeschmiedeten Kriegswaffen. Es findet sich nicht nur in der einleitenden Friedensprophetie des Jesaja (2,4), sondern auch in der Ankündigung der Gottesherrschaft auf Zion beim Propheten Micha, und hier vermehrt um das seit alters umlaufende Bild, daß ein jeder ungestört „unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum“ sitzen werde (Mi 4,3 f.). Damit dürfte sich die Frage der Priorität weder für den einen noch für den anderen Tradenten dieses Wortes entscheiden, sondern zugunsten einer älteren Tradition, der beide Propheten diesen ungemein ansprechenden Bildgedanken entnahmen.

Dafür spricht auch die Tatsache, daß er sich der Sache nach schon im 46. Psalm findet, hier jedoch so, daß die Initiative zur Zerstörung des Kriegsgeräts noch ganz in der Hand Gottes liegt: „Kommt und schaut die Werke des Herrn; denn Wunderbares hat er auf Erden vollbracht! Dem Krieg gebietet er Einhalt bis an die Enden der Erde; er zerbricht die Bogen und Speere und verbrennt die Schilde im Feuer“ (Ps 46,9 f.). So entspricht es der ursprünglicheren Form des religiösen Denkens, der alles daran gelegen ist, die rettenden Ereignisse in der Menschheitsgeschichte auf ihren göttlichen Ur- und Sinngrund hin durchsichtig zu machen. Deshalb ist die Zerstörung der Kriegswaffen, die der Beter des Psalms als das große Heilszeichen seiner Zeit empfindet, hier noch ausschließlich die Tat des erbarmenden Gottes, der deshalb gerade daran in seiner Erhabenheit erkannt sein will: „Laßt ab und erkennt, daß ich der Herr bin, erhaben über die Völker, erhaben auf Erden!“ (46,11).

Erst auf einer späteren Reflexionsstufe kommt es dazu, daß die Beteiligung des Menschen am göttlichen Heilswerk mitbedacht wird. Im Zug dieser „anthropologischen Wende“ wird dann auch deutlich, daß die Allursächlichkeit Gottes die menschliche Mitwirkung keineswegs ausschließt, so wie diese umgekehrt die Tatsache nicht verdunkelt, daß das Heilsereignis letztlich nur Gott zu danken ist. Auf dieser Stufe ist die Wiederaufnahme des Bildgedankens bei Jesaja und Micha angesiedelt, die gleichfalls übereinstimmend betonen, daß die Wende zum Frieden von der auf Zion errichteten Gottesherrschaft ausgeht, um dann aber auch auf dem Beitrag der Menschen zum göttlichen Friedenswerk abzuheben: „Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Speere zu Winzermessern. Nicht mehr wird ein Volk gegen das andere zum Schwert greifen; niemand wird mehr das Kriegshandwerk erlernen.“

Das empfindet der Prophet Jesaja, bezeichnend für die enge Verkoppelung von Friede und Wahrheit, als das Ende der Weltennacht und den Anbruch göttlichen Lichts. Er, der im Fortgang seines Buchs von der kommenden Heilszeit sagen wird, daß dann das Land „von der Erkenntnis Jahwes“ erfüllt sein werde, „so wie die Wasser den Meeresgrund bedecken“ (Jes 11, 9), sieht diesen Endzustand in der Beseitigung des Kriegsgeräts vorweggenommen. Deshalb fügt er seiner Beschreibung des Friedenswerks den Aufruf hinzu: „Haus Jakobs, auf! Laßt uns wandeln im Lichte Jahwes!“ (Jes 2,5).

Unverkennbar liegt über dieser Aussage etwas vom Glanz der Lichtwerdung am Schöpfungsmorgen und vom Schein des Regenbogens, der nach der Sintflut im abziehenden Wolkendunkel erstrahlt. Bestätigt wird dieser Eindruck, wenn man sich daran erinnert, daß die Erfindung des Kriegs-

geräts zur Nachkommenschaft Kains gehört, so daß seine Zerstörung einem tätigen Widerruf der Kainstat und ihrer Folgen gleichkommt.

Mehr noch: durch sie wird nicht nur die erste aller „Kriegshandlungen“ rückgängig gemacht, sondern zumindest intentional das wiedergewonnen, was durch sie aufs Spiel gesetzt und – verspielt worden war: das Rest-Paradies in Gestalt der Bruderliebe. Das aber kommt dem entscheidenden Fingerzeig gleich, wie der prophetische Bildgedanke gelesen und verstanden sein will. Entgegen einer heute weitverbreiteten Neigung nicht etwa als politische Handlungsanweisung, sondern als Appell an den Menschen, auf dem die ganze Verantwortung für Krieg oder Frieden liegt.

Wenn Friede werden soll, dann nur dadurch, daß er die „Waffen“ seiner Aggressivität umschmiedet in Werkzeuge eines brüderlichen Zueinander, daß er sich also zurückbesinnt auf die größere Möglichkeit des Menschseins, die darin besteht, daß der eine im anderen nicht den beneideten und gefürchteten Rivalen erblickt, sondern den Bruder, dem er bedingungslos vertrauen kann. Erst auf der Basis dieses fundamentalen „Friedensschlusses“ kann es dazu kommen, daß auch der politischen Aggressivität ein Ende gesetzt wird und das tatsächlich geschieht, wofür das Wort vom umgeschmiedeten Kriegsgerät nur ein Bild, wenngleich ein Bild von höchster Aktualität ist.

Der Friedenskuß

So klar die Jesajastelle (32,17) den Frieden aus der Gerechtigkeit hervorgehen läßt, tritt er mit dieser doch noch viel öfter in ein Wechselverhältnis, das die Frage des Vorrangs

zuletzt wieder offenläßt. Erwartet das Alte Testament somit Heil und Frieden von der Gerechtigkeit, oder ist der Friede die unmittelbare Tat Gottes, wie es der Altartitel Gideons „Jahwe ist Friede“ zu verstehen gab? Doch selbst wenn sich die Frage der Abfolge nicht klären ließe; auf jeden Fall drängt das Alte Testament auf einen Ausgleich, um nicht zu sagen, auf eine Versöhnung der beiden konkurrierenden Prinzipien. Und eben davon handelt der 85. Psalm, der meist der Kategorie der „Klagepsalmen“ zugeordnet wird.

Tatsächlich beginnt der vermutliche Wechselgesang mit einem schmerzlich bewegten Rückblick auf die Heilszeit, als Jahwe die Schuld seines Volks vergab und dessen Sünde mit dem Mantel seines Erbarmens bedeckte (Ps 85,3). Weit liegt diese Zeit zurück; denn die Beter fühlen sich dem Zorn Gottes ausgesetzt, ganz so, als sei sein Groll gegen sie ausgebrochen (85,4 f.). Das drängt sie zu der bangen und insgeheim doch schon hoffnungsvollen Frage: „Wirst du uns nicht wiederbeleben, daß dein Volk sich über dich freut?“ (85,7). Da tritt einer aus der Reihe der Beter hervor, um sich zum Sprecher der erhofften Antwort von oben zu machen (Artur Weiser). Und das ersehnte Gotteswort wird ihm tatsächlich in den Mund gelegt; es lautet: Friede (85,9)!

Zum Vermittler des göttlichen Zuspruchs geworden, wagt es der Sprecher dann aber auch, die ihm zuteil gewordene Heilserfahrung in Worten und Bildern auszulegen. Das erste und vordringlichste, was er in diesem Zusammenhang zu sagen hat, ist die beglückende Botschaft von der neuerlichen Nähe Gottes und seiner Gegenwart inmitten des zu ihm rufenden Volks (85,10). Die offensichtlich unter Entbehrungen leidenden Beter werden an dem reichen Erntertrag, der ihnen bevorsteht, die ihnen zugewandte Huld Gottes ansehen können (85,13). Das Aufsprießen der Saat

soll ihnen aber zugleich Zeichen einer höheren Fruchtbarkeit sein.

Der Erde entspringt, wie das kühne Bildwort sagt, die Treue; denn der Himmel hat sich über ihr geöffnet, und die Gerechtigkeit blickt wie eine Gnadensonne auf sie herab (85,12). In diesen Dialog des Himmels mit der Erde mischen sich die personifizierten „Gotteskräfte“ ein: „Liebe und Treue begegnen sich; Gerechtigkeit und Friede küssen sich“ (85,11). Was der Menscheng Geist nicht zusammenzudenken vermag, wird jetzt in seiner innersten Übereinkunft sichtbar. Ohne daß das Prioritätsproblem gelöst wird, geschieht etwas so Wunderbares, daß es fast ganz in den Hintergrund tritt: Gerechtigkeit und Friede küssen sich.

Es blieb den mittelalterlichen Darstellungen des *Thronum Salomonis* vorbehalten, diesen bewegenden Bildgedanken künstlerisch nachzuvollziehen. Dabei gingen sie über den alttestamentlichen Entwurf insofern hinaus, als sie die liebende Begegnung von Erbarmen und Treue, Gerechtigkeit und Friede in den Horizont des Weisheitsgedankens stellten. Denn der Salomonsthron ist für sie eine der grundlegenden Erscheinungsformen der göttlichen Weisheit. Dennoch trugen sie damit kein fremdes Element in die alttestamentliche Konzeption hinein. Denn die Weisheit ist, vor allem für die spätjüdische Reflexion, nur die kognitive Form der göttlichen Herablassung zum Menschen.

Nicht umsonst heißt es von ihr im Weisheitsbuch, daß sie, obwohl sie als der makellose Spiegel des göttlichen Wirkens in sich selbst verharre, in heilige Seelen eingehe und sie zu „Freunden Gottes und Propheten“ mache (Weish 7,26f.). So unterstreichen die mittelalterlichen Bilder lediglich, was ohnehin das geistige Gepräge des Psalms ausmacht; denn er handelt zentral von der Herablassung Gottes, von seiner neuerlichen

Selbstzuwendung zu den bedrängten Betern, vom Gnadengeschenk seiner Nähe und Gegenwart. Und was er von der liebenden Begegnung der Gotteskräfte sagt, ist nur unter der Voraussetzung denkbar, daß die Stunde des göttlichen Zorns einer Zeit des Heils und des Friedens gewichen ist.

Es ist nur folgerichtig, daß der Psalm mit einer neuerlichen Betonung dieses Grundgedankens endet. In seiner abschließenden Aussage steigert er ihn sogar noch zu einer förmlichen Epiphanie. In den Gewährungen seines Segens ist Gott selbst zur Erde herabgestiegen, so daß man die Spur seiner Schritte förmlich erkennen kann. Bei seiner Erscheinung treten die Gotteskräfte noch einmal auf: „Gerechtigkeit geht vor ihm her, und Friede folgt dem Pfad seiner Schritte“ (Ps 85,14). So unterschiedlich sich Gott in den beiden mit den Begriffen Gerechtigkeit und Friede bezeichneten Erscheinungsweisen darstellen mag, sind sie doch geeint im Geheimnis seines Wesens, weil in ihm auch das zu einer letzten Übereinkunft gebracht ist, was der Menscheng Geist nur in Gegensätzen zu denken vermag.

Bei der Erfahrung eines solchen Gegensatzes hatte der Psalm seinen Ausgang genommen, als er sich unter der Last des göttlichen Zorns auf die vergangene Heilszeit besann. Deshalb konnte er der Gewißheit des wiedererlangten Heils keinen schöneren Ausdruck verleihen als im Bild der veröhnten Gotteskräfte: Gerechtigkeit und Friede küssen sich.

Das gestillte Herz

Die Welt des Alten Testaments ist weithin durch Konflikte, Kämpfe und drangvolle Schicksale gekennzeichnet. Nicht zuletzt verdankt es diesem dramatischen Geschichtsgang die

darauf abgestimmte Sprache, deren Gewalt und Größe Nietzsche an ihm bewunderte. Indessen kennt es nicht nur, mit einer Anspielung auf die Gotteserscheinung des Elija gesprochen (1 Kön 19,11f.), den Sturm, sondern nicht weniger auch die Windstille danach. Und bei der Beschreibung der Innerlichkeit ist es kaum weniger beredt als in seinen Sprachexplosionen. Es konnte kaum ausbleiben, daß im Bereich der Innerlichkeit auch noch einmal das Friedens-thema zur Sprache kam.

Unvergleichlich schönes Zeugnis dessen ist der 131. Psalm, der, wie die formvergleichende Forschung zeigte, der Gruppe der „Vertrauenslieder“ angehört (Hans-Joachim Kraus). Wie ein abziehendes Gewitter liegt hinter dem Sprecher dieser Anrufung die Zeit, als auch er noch die Sinnerfüllung seines Lebens vom Streben nach Größe, Ruhm und Erfolg erwartete. Unüberhörbar mischen sich sogar Töne der Resignation ein, wenn er versichert, daß er sich nicht mehr mit großen Wünschen befasse und mit Dingen, die ihm „zu hoch sind“ (131,1). Unter dieses verabschiedete Lebenskonzept hat er inzwischen aber einen klaren Trennungsstrich gezogen. Eine neue Lösung der Sinnfrage legte sich ihm nahe, und damit hat er sich nun völlig abgefunden. Auch wenn es sich dabei um ein Leben in bescheidenen Dimensionen handelt, jenseits aller gesellschaftlichen Erfolge und Vorteile, hat er nunmehr doch das gefunden, was auf dem anderen Weg auf keine Weise herbeizuzwingen war: den Frieden. Und der ist ihm nicht etwa in den Schoß gefallen, so daß er ihn wie ein Besitztum in sich trüge, vielmehr hat er von ihm Besitz ergriffen, so daß seine ganze Lebensgestalt die Signatur des Friedens aufweist.

Das sagt er in einem ebenso kühnen wie intimen Bild. Seine Seele, die vordem von ehrgeizigen Wünschen umgetrieben

war, ist in sich selbst zur Ruhe gekommen, zum vollen Einvernehmen mit sich gelangt. Wie ein gestilltes Kind an der Mutterbrust, so ruht seinem Wort zufolge seine Seele in ihm (131,2). Die Zartheit und Intimität des Bildes sprechen für sich. Seine Kühnheit besteht dagegen darin, daß sich die Seele in diesem Bild zugleich als ihr eigenes Kind und dessen Mutter vorkommt. Als ihr Kind kommt sie in sich zur Ruhe und als ihre Mutter umhegt sie sich in Liebe und Frieden.

Indessen bedarf es dieser zunächst irritierenden Doppelung, weil nur so deutlich gemacht werden kann, daß der erlangte Friede ein lebendiges, aus der Verschiedenheit in die Einheit führendes Geschehen ist. Und nur so wird auch verständlich, daß der Beter dieses ebenso kurzen wie tiefen Psalms von mehr als nur von einem Augenblick der seelischen Meeresstille spricht. Was er bezeugt, ist tatsächlich der Weg, der ihn zu Erfüllung, Sinnfindung und Vollendung führte. Verglichen mit dem von ihm verabschiedeten Lebenskonzept hat er jetzt, mit einem lukanischen Herrenwort gesprochen, das „Bessere“ erwählt, das ihm niemals mehr genommen wird (Lk 10,42).

Fast könnte der Eindruck entstehen, als sei der Friede, von dem der Psalm so bewegend spricht, auf dem Weg einer seelischen „Selbstberuhigung“ im Stil östlicher Meditationspraktiken gewonnen worden. Doch damit wäre der Psalm gerade in seinem Zentrum mißverstanden. Von seinem Eingangswort „Herr, mein Herz will nicht hoch hinaus“ (131,1) an ist er eine einzige Anrufung Gottes, vor dem der Beter die innere Geschichte seiner Seele ausbreitet. Nie hätte er diese Geschichte erzählen können, wenn es diesen Gott nicht für ihn gäbe, dem er, fast wie in einer Vorwegnahme der augustinischen „Bekennnisse“, den Dank seines Lebens erstattet.

Es war dieser Gott, der ihn die Relativität der ursprünglichen Strebeziele erkennen ließ und ihm die Augen für die größere Möglichkeit der Selbstfindung öffnete. Und es ist das Gespräch mit diesem Gott, das die Figur der in sich selbst gestillten Seele nachzeichnet. Alles ist dem Gott verdankt, dem der Beter wie in einem Spiegel die ihm widerfahrene Heilstat entgegenhält. Nur so wird dann auch die überraschende Schlußwendung des Psalms verständlich, der als eines der grundlegenden Zeugnisse des subjektiven Redens zu gelten hat.

Obwohl zunächst nur von dem zu sich selbst geführten Ich des Beters die Rede war, öffnet sich nun plötzlich sein Blick für die anderen, ja für die ganze Volksgemeinschaft, in der er steht. Zu beseligend ist die ihm zuteil gewordene Friedenserfahrung, als daß er sein Glück in sich verschließen könnte. Er muß es auch den anderen kundtun, um sie auf seinen Weg zu führen. Denn für das Heil der Welt wäre viel gewonnen, wenn alle begreifen würden, daß hier, in der subjektiven Innerlichkeit des einzelnen, mit dem Frieden der Anfang gemacht werden muß, wenn er zum Gestaltprinzip der öffentlichen Lebensordnung werden soll. Fast klingt es wie der Aufruf zu einer Gesinnungswende, wenn es abschließend heißt: „Israel, harre auf den Herrn, heute und bis in die Ewigkeit!“ (Ps 131,3). Und in diesem Aufruf schwingt schließlich auch die Überzeugung mit, daß es für diese Wende nie zu spät ist, weil das „Heute“, auf das er sich bezieht, für die gesamte Weltzeit gilt.

NEUTESTAMENTLICHE FRIEDENSZUSAGE

Friede auf Erden

Anders als die alttestamentliche Friedensverheißung beginnt die Friedensbotschaft des Neuen Testaments nicht mit einer Szene der Schöpfungsgeschichte, sondern mit einem Ereignis der Heils- und Offenbarungsgeschichte. Doch rührt es auch an das Gefüge der Schöpfungsordnung, wenn in der Nacht über dem Hirtenfeld von Betlehem die „Herrlichkeit des Herrn“ aufstrahlt und der Engel den von Furcht und Staunen ergriffenen Hirten die Geburt des Messiaskindes ankündigt (Lk 2,10 f.). Daß mit diesem Ereignis eine Äonenwende eingetreten ist, macht schon das vom Engel genannte „Zeichen“ deutlich: der von den Propheten verkündete und von den Völkern ersehnte Herrscher der Endzeit als Kind, das „in Windeln gewickelt ist und in einer Krippe liegt“ (2,12), dieser Proklamation stimmt der himmlische Chor mit den Worten zu: „Ehre ist Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen seiner Huld!“ (2,14).

Obwohl es eine unvordenklich alte Übersetzungsgewohnheit mit sich brachte, daß diese Proklamation als Wunsch gelesen wurde, spricht sie doch selbst in einem eindeutigen Indikativ. Denn die Zeit der Sehnsüchte und Wünsche ist vorbei, nachdem die „Fülle der Zeit“ eintrat und Gott dem Wort des Galaterbriefs zufolge „seinen Sohn sandte, aus einer Frau geboren und dem Gesetz unterstellt, damit er die dem Gesetz Unterworfenen befreite und wir zur Sohnschaft gelangten“ (4,4 f.). Damit hat sich die Herrlichkeit Gottes endgültig auf die von den Menschen mißbrauchte, besudel-

te und veruntreute Erde herabgelassen, und damit ist, wunderbarer noch, der Friede, der bisher immer nur das Sehnsuchtsziel der Völker war, in diese zerrissene, ruhe- und friedlose Welt eingekehrt. Deshalb kann der Engelchor davon sprechen, daß Gott nun endlich verherrlicht und daß sein Friede zu den Menschen herabgestiegen ist.

Unverkennbar ist damit eine leise Verschiebung im Bild des Friedens eingetreten. Dachte ihn das Alte Testament im Kontext der Schöpfung und somit als den Inbegriff des kreatürlichen Heil- und Ganzseins, so hebt das Neue Testament weit mehr auf seine göttliche Herkunft ab. Sosehr er auch nach seiner Auffassung als das höchste Wunsch- und Strebeziel des Menschen zu gelten hat, ist seine Gewährung doch so sehr die Tat Gottes, daß er nur im Rückbezug auf ihn begriffen und gewürdigt werden kann. Er ist das Siegel, das Gott dieser Welt der Unruhen und Konflikte aufdrückte, durch das er sich zu ihr bekennt und an dem sie als sein Eigentum ersichtlich wird.

Was der Engelchor bei der Geburt Christi proklamiert, klingt im Zuruf der begeisterten Volksmenge beim Einzug Jesu in Jerusalem nach. Doch handelt es sich um keine bloße Wiederholung; vielmehr rufen die Jünger: „Im Himmel ist Friede und Herrlichkeit in der Höhe!“ (Lk 19,38). Das klingt wie eine stillschweigende Selbstkorrektur. Nach außen hin sieht es für einen Augenblick tatsächlich so aus, als habe sich die Ankündigung des Propheten Sacharja (9,9 ff.) erfüllt und als nehme der von ihm verheißene Messias vom Zentrum seines Reiches Besitz. Sein Einzug auf einem Eselsfüllen erweckt sogar den Eindruck, als sei damit das seit Urzeiten ersehnte Friedensreich angebrochen.

Indessen schlägt der vermeintliche Triumph alsbald in die Klage Jesu über Jerusalem um, dem es gerade an diesem sei-

nem Entscheidungstag verborgen blieb, was ihm zum Frieden dient (Lk 19,42). Die letzte Chance bleibt ungenutzt. Anstelle des messianischen Friedensreichs erwartet Jesus – das Kreuz. Auf unabsehbare Zeit, so wird es der Fortgang der Geschichte lehren, ist damit die Möglichkeit vergeben, daß die Menschheitsgeschichte aus dem ihr mit der Geburt Christi eingestifteten Prinzip Frieden gestaltet wird. Fast hat es den Anschein, als ziehe sich damit der von Gott gewährte Friede wieder in seine ureigene Region zurück. So jedenfalls klingt es, wenn die Jünger in leiser aber bedeutsamer Abwandlung des Engelgesangs rufen: Im Himmel ist Friede und Herrlichkeit in der Höhe!

Aber auch in dieser abgewandelten Form bleibt es bei dem Wechselverhältnis, in dem der Friede bei seiner Proklamation durch den Engelchor mit der göttlichen Herrlichkeit erschien. Der Friede ist, christlich gesehen, die irdisch-gesellschaftliche Erscheinungsform der göttlichen Wahrheit. Er ist ihr Antlitz, so wie es sich der verfeindeten und geängsteten Menschheit zuwendet.

Hatte das Alte Testament bei seiner Friedensverkündigung noch stärker auf die Mitbeteiligung der Kräfte der Schöpfung und insbesondere der menschlichen Initiativen abgehoben, so setzt das Neue Testament seine Friedenshoffnung so sehr auf Gott, daß ihm der Sinn des Friedens nur noch von ihm her begreiflich ist. Mit Resignation hat das kaum etwas zu tun, obwohl nicht übersehen werden kann, daß es nicht zuletzt der in die Passion ausmündende Lebensweg Jesu war, der das Christentum dazu brachte, den Frieden bewußter als jede andere Weltreligion von Gott zu erwarten. Weil der Gott des Christenglaubens jedoch „die Liebe“ ist, bleibt trotz allen menschlichen Versagens die Zusage unwiderrufen, die bei der Geburt Jesu erklang: Friede auf Erden!

Der Friedensgruß

Wie es sich im Lobruf des Engelchors ankündigte, ist Jesus der Offenbarer des neuen Gottes, der die Liebe ist und seine Menschenfreundlichkeit weltweit manifestiert. Und Jesus ist dieser Offenbarer in der Totalität seines Seins, in seinem Reden ebenso wie in seinem Schweigen, in seinem Heils-handeln ebenso wie in seinem Leiden und zumal in der Auferstehung, die seinen Lebensweg krönt. Dennoch hat er sich wie keine andere Gestalt der Religionsgeschichte dem Wort verschrieben. Im Spiegel seiner Gleichnisse hat er das Geheimnis des Gottesreichs aufscheinen lassen; mit den Seligpreisungen und Imperativen seiner Bergpredigt hat er eine neue Lebensordnung begründet.

Wie sehr er seine Sache auf das Wort setzt, zeigt sich auch darin, daß er Jünger in seine Lehrtätigkeit einbezieht. Er sendet sie, mit der lukanischen Aussendung gesprochen, „wie Schafe mitten unter Wölfe“ (Lk 10,2) und gibt ihnen den Auftrag, jedem Haus, das sie betreten, den Friedensgruß zu entbieten (10,5). Dem fügt er, erklärend und motivierend hinzu: „wenn dort ein Sohn des Friedens wohnt, wird sich euer Friede auf ihn niederlassen; wenn nicht, wird er zu euch zurückkehren“ (10,6).

Was auf moderne Leser wie die Umschreibung einer Grußformel wirkt, hat in Wahrheit mit dem Kern des Jüngerauftrags zu tun. Denn das Wort der Jünger ist, wie es Paulus ausdrücken wird, begleitet „vom Erweis des Geistes und der Kraft“ (1 Kor 2,4). Sie wirken in messianischem Auftrag; deshalb ist auch etwas vom Geistbesitz des messianischen Heilbringers auf sie übergegangen. Sie sind in einem nicht nur kerygmatischen, sondern durchaus realen Sinn die Vorboten seines Friedens. Davon rührt es her, daß schon ihr

Gruß zum Heilsereignis wird. Das Gottesgeschenk des Friedens, das sie auf ihrem Weg begleitet, geht auf den Adressaten ihrer Botschaft über, sofern er dafür nur bereit und ansprechbar ist.

Das wird in deutlicher Anspielung auf eine sublimen Vorstellung des Alten Testaments gesagt, die um die Einwohnung Gottes und seiner Weisheit in den Herzen der Erwählten weiß. Genauso läßt sich der Friede, den die Boten des Evangeliums mit sich bringen, auf den friedensfähigen oder doch friedenswilligen Menschen nieder, an den sie sich mit ihrem Auftrag wenden. Ebenso entspricht es alttestamentlichen Vorstellungen, daß sich der von ihnen angebotene Friede im Fall der Weigerung wieder auf sie zurückzieht.

Klar ist dabei auch, daß sie weniger seine Stifter als vielmehr seine Vermittler sind. Daß er durch sie angeboten und übergeben wird, hängt ausschließlich damit zusammen, daß sie als Mitarbeiter in das Arbeitsfeld Jesu eintraten, daß sie also von ihm am Werk seiner Reich-Gottes-Verkündigung beteiligt wurden. Wie die Lehre kommt auch der Friede ausschließlich von ihm. Wenn er sich durch ihr Wort auf die Adressaten ihres Dienstes niederläßt, dann nur so, wie es Jesus von sich selbst in Aussicht stellt, wenn er den in seinem Geist Geeinten zusichert: „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Schon jetzt wird deutlich, daß es sich beim Friedensgeschenk Jesu um nichts handelt, was vom Inhalt seiner Botschaft unterschieden werden könnte. Der Friede, den er zusammen mit ihr seinen Jüngern überträgt, ist vielmehr deren Inhalt, weil das Reich, das er mit seinem Wort und Tun heraufführt, kein anderes als das messianische Friedensreich ist. Dieser Zusammenhang kommt zum Vorschein, wenn der Sendungsbefehl an die Jünger mit dem Auftrag schließt:

„Wenn ihr in eine Stadt kommt ..., so heilt die Kranken in ihr und verkündet: das Reich Gottes ist zu euch gekommen!“ (Lk 10,8 f.).

Umgekehrt heißt das, daß sich die Verkündigung des Gottesreichs, auf die Jesus seine ganze kreative Kraft verwendet, bei aller Vielfalt der eingesetzten Mittel und Motive zuletzt auf einen Begriff bringen läßt: auf den Begriff „Friede“. In aller Form wird der Epheserbrief diese Folgerung ziehen, wenn er das zugleich als Lehre und Lebenswirklichkeit begriffene Christentum das „Evangelium des Friedens“ nennt (6,15).

Die Friedensbotschaft

Bevor der Epheserbrief den Kern des Christentums mit dieser Wendung umschreibt, würdigt er das Heilswerk Christi mit einem Satz, der bewußt in den Zwiespalt von Juden- und Heidenchristen hineingesprochen ist und der deshalb das Erlösungswerk gleicherweise auf die dem Judentum entstammenden „Nahen“ wie auf die aus dem Heidentum bekehrten „Fernen“ bezieht; er lautet: „Er kam und verkündete Frieden, euch, den Fernen, und uns, den Nahen. Denn durch ihn haben wir beide in dem einen Geist Zutritt zum Vater“ (Eph 2,17 f.).

Wichtig an diesem Wort ist zweierlei: einmal, daß es die ganze Sendung Christi unter den Gesichtspunkt des Friedens stellt; sodann, daß es dieses Friedenswerk als eine „Verkündigung“ begreift, auch wenn ihm dafür die alttestamentliche Bezugstelle (Jes 57,19) den Anlaß bot. Aber für die neutestamentliche Denkweise ist das gesamte Wirken Christi nun einmal Offenbarungsgeschehen, so daß es mit allem, was es

ins Werk setzt, zugleich immer neue und tiefere Einblicke in das Gottesgeheimnis gestattet. Deshalb erschöpft sich für sie das Tun Jesu auch niemals schon in dem, was es bewirkt; es ist vielmehr zugleich auf eine einzigartige Weise „beredt“, weil von ihm stets ein Anruf und eine Ankündigung ausgeht. Insofern bestätigt diese Ausdrucksweise, daß Jesus nach neutestamentlichem Verständnis nicht nur in seinem Reden, sondern in der Totalität seines Verhaltens und Seins das „Wort Gottes“ ist.

Indessen will der Ausdruck, gerade weil er aus der durchschnittlichen Sprachverwendung herausfällt, auch rückbezüglich gelesen werden. Und dann stellt sich mit ihm die Frage, in welchem Sinn die Wortverkündigung Jesu im Dienst des Friedens stand. Es steht außer Zweifel, daß auf diese Frage zunächst mit dem Hinweis auf die Bergpredigt geantwortet werden muß. Nicht nur, daß Jesus schon in den einleitenden Seligpreisungen die Friedensstifter „Söhne Gottes“ nennt (Mt 5,9), hier spricht er sich vielmehr auch in jener provozierenden Weise für die Gewaltlosigkeit aus, daß sich daran immer schon die Diskussion um ihre konkrete „Anwendbarkeit“ entzündete. Aber das Interesse Jesu gilt nicht so sehr der privaten oder der politischen Lebensordnung, als vielmehr der „Erweckung“ der Menschenherzen für das, was er die „größere Gerechtigkeit“ nennt (Mt 5,20). Diesem Interesse dient auch der aufrüttelnde Gedanke, der bösen Gewalt nicht zu widerstehen, sondern das Böse, wie es dann Paulus formulieren wird, „durch das Gute zu besiegen“ (Röm 12,21).

Ungleich stärker greifen die Anweisungen zur Versöhnung und zur Feindesliebe in die konkrete Lebensgestaltung ein; und hier tritt der Bezug zur Friedensthematik ganz offen zutage. Auch wenn es Jesus mit aller Entschiedenheit ab-

lehnt, die Aufgabe eines „Erschlichters“ zu übernehmen (Lk 12,13f.), setzt er doch alles daran, den Zwist unter den Menschen auszuräumen und Wege der Versöhnung zu bahnen. Sogar die Opfergabe muß so lange vor dem Altar liegenbleiben, bis das versöhnende Wort für den beleidigten Bruder gefunden wurde (Mt 5,23f.). Und was das Problem der Feindschaft unter Menschen anlangt, so faßt es Jesus mit unerhörter Kühnheit an der Wurzel an: „Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für eure Verfolger!“ (Mt 5,44). Groß wie die Forderung ist aber auch das Motiv: so allein entspricht es den Kindern des Vaters, „der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Sünder“ (5,45). Nicht umsonst ruft dieser Appell die Erinnerung an den Paradiesesfrieden wach; denn er entstammt dem Willen Jesu, das verlorene Paradies der Brüderlichkeit aufs neue heraufzuführen.

Die Bergpredigt verhält sich aber wie die „Praktik“ zur „Theorie“ vom Gottesreich, die Jesus in seinen Gleichnissen entwirft. Deshalb gilt es auch hier, der Spur des Friedensgedankens nachzugehen. Zumindest ist von der starken Betonung des Friedensgedankens in der „Praktik“ her zu erwarten, daß sich Jesus auch hier, in der gleichnishaften Darstellung des Gottesreichs, dem Friedensthema stellt. Nur muß man sich darauf gefaßt machen, daß das, anders als in den thematischen Friedensworten, nur mittelbar geschieht, weil es nur so dem Stil der Gleichnisrede entspricht. Aus diesem Grund gehört das Gleichnis von dem kriegslüsternden Potentaten, der angesichts der gegnerischen Übermacht noch rechtzeitig Friedensverhandlungen einleitet (Lk 14,3f.), nur vom Rand her in diesen Zusammenhang, zumal es lediglich in seiner Bildhälfte auf den Frieden zu sprechen kommt.

Um so mehr gehört das Gleichnis von den Weinbergarbeitern (Mt 20,1–16) hierher, da es dem Rechtsdenken, das sich auch hier als Anlaß menschlicher Konflikte erweist, in aller Form den Boden entzieht. Aber sowenig wie in der Bergpredigt bleibt Jesus hier bei der bloßen Forderung nach dem, was über der Gerechtigkeit ist, stehen. Vielmehr enthüllt er im Gleichnis vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37) das Wunder der Menschlichkeit, das dann zustande kommt, wenn sich ein Mensch dem Geheiß der Barmherzigkeit unterwirft. Dann tritt ihm im anderen wie in einem Spiegel die eigene Lebensfigur entgegen, so daß er, wie in dem vom Gleichnis angenommenen Fall, selbst im Fremden den ihm Nächsten entdeckt. Damit baut sich eine Mitmenschlichkeit auf, die diesseits der gesellschaftlichen Konfliktzone angesiedelt ist und demgemäß ein Leben auf der Basis des Friedens ermöglicht.

Daß dieser Zustand keineswegs am Anfang zu stehen braucht, sondern auch aus dem Abbau vorgegebener Spannungen hervorgehen kann, zeigen die Gleichnisse von der Verlorenheit, die das Lukasevangelium in dreifacher Steigerung erzählt. So steht das Gleichnis vom Verlorenen Sohn (Lk 15,11–32) zunächst im Zeichen der Entfremdung des Vaters sowohl zu seinem jüngeren als in der Folge auch zu seinem älteren Sohn, so daß das Festmahl, von dem abschließend berichtet wird, zugleich als die Feier der überwundenen Spannungen und damit als Friedensfest erscheint. Noch tiefer führt in dieser Hinsicht das Gleichnis vom fürbittenden Weingärtner (Lk 13,6–9), das als gleichnishafte Selbstanzeige Jesu zu gelten hat und insofern Aufschluß über die Gesinnung seines Gestalters gibt. Das aber ist die Gesinnung des Mittlers, der sich mit dem Einsatz seiner ganzen Existenz für den unfruchtbaren Feigen-

baum verwendet, um ihn vor dem ihm drohenden Schicksal zu bewahren.

Abwendung des göttlichen Zorns – das ist diesem Gleichnis zufolge der Kern des von Jesus vollbrachten Friedenswerks. Und damit wird auch klar, weshalb in dem von ihm heraufgeführten Gottesreich die Hoffnung auf die messianische Friedenszeit in Erfüllung geht. Daß in diesem Reich Wolf und Lamm zusammengehen, und das besagt, daß die natürlichen Konflikte entschärft und die menschlichen überwunden sind, hängt letztlich damit zusammen, daß im Gottesreich der Bann der Furcht gebrochen und Gott kein Anlaß menschlicher Ängstigung mehr ist. Damit ist aber die Sache des Friedens so sehr an die Gestalt Jesu verwiesen, daß zunächst der Frage seiner Friedensstiftung genauer nachgegangen werden muß.

Die Friedensgabe

Wie sehr dem Neuen Testament an der Klärung dieser Frage gelegen ist, zeigt die allbekannte Stelle aus den johanneischen Abschiedsreden, an welcher Jesus erklärt: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich (ihn) euch“ (Joh 14,27). Unmittelbar zuvor hatte Jesus den Jüngern die Sendung des Geistes in Aussicht gestellt, der sie über alles belehren und sie an alles erinnern werde, was er ihnen mitgeteilt hatte (14,26). Im Gesamtzusammenhang der Abschiedsreden gesehen erweckt dies den Eindruck, als gehöre das Friedenswort bereits zu dem, worüber der Geist erst volle Klarheit schafft.

Daß es hier einer zusätzlichen Belehrung bedarf, zeigt schon die Art, wie Jesus seine Friedensgewährung umschreibt.

Zwar grenzt er sich mit aller Deutlichkeit von allen welthaf-ten Friedensinitiativen ab; ohne daß diese abgewertet wür- den, gibt er damit zu verstehen, daß der Friede letztlich nur von ihm zu erwarten ist. Doch sagt er nicht, worin seine eigene Friedensstiftung wirklich besteht. In dieser Frage hilft nun aber die Stelle weiter, an der Jesus im Fortgang der Abschiedsreden nochmals auf das Walten des Geistes zurück- kommt. Daß er die Seinen „an alles erinnert“, erläutert er dort mit dem Satz: „von dem, was mein ist, wird er nehmen und es euch verkünden“ (Joh 16,14). Danach schafft der Geist vor allem Klarheit darüber, daß der Liebeswille Jesu darauf gerichtet ist, die in ihm wohnende Fülle des Heils und Lebens an die Seinen zu übergeben. Und er klärt diesen Tatbestand, indem er mit dem Werk der Übereignung den Anfang macht. Wenn er die Jünger an Jesus „erinnert“, dann dadurch, daß er sie mit seiner Lebensfülle beschenkt.

Fürs erste vertieft sich damit die Trennungslinie, die Jesus in seinem Friedenswort zieht. Mit ihr setzt er sich nicht nur von der welthaften Friedensvermittlung, sondern, radi- kaler noch, von allen übrigen Heilsangeboten ab. Zwar ist es auch ihm wie den übrigen Wohltätern der Menschheit darum zu tun, eine klarere „Weltorientierung“ zu geben, die menschliche Sittlichkeit anzuheben, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu vermenschlichen und dem Leid in der Welt zu wehren. Dennoch verkennt ihn, wer in ihm nur den Weisheitslehrer, den Moralisten, den Sozialkritiker oder den Therapeuten sieht. Soviel Jesus mit alledem gemeinsam hat, gab er der Menschheit doch in erster Linie das, was vor und außer ihm kein anderer zu geben vermochte: sich selbst! In dieser Absicht nennt er sich gerade auch im Kontext des Johannesevangeliums „das Brot des Lebens“, „das Licht der Welt“, „den Weg, die Wahrheit und das Leben“. Darauf

wirkt der Geist hin, wenn er die Jünger „an alles erinnert“, was durch Jesus gesagt und getan war.

Sodann beantwortet sich jetzt die Ausgangsfrage nach der Friedensstiftung Jesu. Er gibt den Frieden anders als jeder andere, der sich vor und außer ihm in den Dienst des Friedens stellte, weil er sich in seiner Friedensgewährung – selber gibt. Der Friede, den er meint und vermittelt, läßt sich vom Akt seiner Selbstgewährung nicht trennen. In seinem Wesen ist er die Selbstübereignung Jesu, sofern er damit jene grundlegenden Konflikte des Daseins beschwichtigt, aus denen letztlich alle Aggressivität und Todesdrohung hervorgeht. Denn die Menschheit könnte nicht immer wieder in Phasen der Selbstzerfleischung abstürzen, wenn der Mensch nicht in seinen Grundbeziehungen gestört wäre.

In den kriegerischen Auseinandersetzungen spiegelt sich nur die innere Zerrissenheit des Menschseins. Jesus aber gibt den Frieden, indem er seine Hand auf diese innerste Wunde des Daseins legt. Und er heilt sie durch jene Selbstaufopferung und Selbsthingabe, durch die der Mensch zugleich mit Gott, mit seinesgleichen und mit sich selbst versöhnt wird. So gibt er den Frieden mit und durch sich selbst. Und darin unterscheidet er sich fundamental von allen, die sich zwar für die Sache des Friedens verwenden, jedoch immer nur die Folgen, nicht aber die Wurzel der Friedlosigkeit beseitigen können. Das aber unternimmt Jesus, indem er den Frieden gibt, wie ihn kein anderer zu geben vermochte: den Frieden seiner Selbsthingabe.

Der Gott des Friedens

Schon der Bericht von Kains Brudermord legt die tiefste Wurzel der menschlichen Aggressivität und Friedlosigkeit frei: die Gottesangst. Was den Menschen umtreibt und aufbringt, ist nicht so sehr der mögliche Entzug der weltlichen Glücksgüter als vielmehr das, was sie für ihn symbolisieren: Lebenssicherheit und Überlebensgarantie. Und das ist letztlich die Sorge, daß sich ihm die tragende Hand entziehen könne, die ihm das Dasein gab und ihn im Dasein erhält, die Sorge um den möglichen Gottes-Entzug. Hier setzt die religionsgeschichtliche Lebensleistung Jesu ein. Weil er um diese tiefste aller Ängste weiß, zielt sein ganzer Einsatz darauf ab, sie zu entkräften und gegenstandslos werden zu lassen. Und das bewirkt er durch seine fundamentale Korrektur des traditionellen Gottesbildes.

Es ist das Bild des gleicherweise geliebten wie gefürchteten Gottes, dessen bergende Nähe stets von der Möglichkeit neuer Selbstverweigerung verschattet ist. Zwar kennt auch Jesus den Gott, der – sogar als einziger – zu fürchten ist, weil seine Liebe, so bedingungslos sie sich dem Menschen zuwendet, abgelehnt und zurückgestoßen werden kann. Doch eben dieser Gott, den er zu fürchten lehrt, hat alle Haare auf dem Kopf seiner Kinder gezählt und noch nicht einmal einen Sperling vergessen (Lk 12,6 ff.). So ist also selbst noch die von Jesus gelehrtete Gottesfurcht von der Gewißheit getragen, daß alles von der unverbrüchlichen, unwiderruflichen Liebe Gottes umfassen ist.

Wenn die Absicht Jesu damit zutreffend beschrieben ist, besteht seine religionsgeschichtliche Lebensleistung darin, daß er den Schatten des Schrecklichen aus dem überkommenen Gottesbild tilgte und statt dessen das Antlitz des bedin-

gungslos liebenden Vaters enthüllte. Daß es sich tatsächlich so verhält, bestätigt das Neue Testament an zwei programmatischen Stellen. Zunächst durch das Pauluswort: „jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade, jetzt ist er da, der Tag des Heils!“ (2 Kor 6,2). Und dann durch den johanneischen Grund-Satz: „Furcht ist nicht in der Liebe; vielmehr treibt die vollkommene Liebe die Furcht aus“ (1 Joh 4,18).

Es ist kein Zufall, daß im Auftakt zu dieser Stelle sogar von der „Zuversicht am Tag des Gerichts“ die Rede ist (4,17). Den vollen thematischen Zusammenhang aber stellt der Kontext des Pauluswortes her. Denn bevor sich der Apostel zum Anbruch der endgültigen Heilszeit bekennt, mahnt er seine Adressaten im Bewußtsein, daß Gott selbst durch ihn rede: „Laßt euch mit Gott versöhnen!“ (2 Kor 5,20). Deutlicher kann nicht mehr gesagt werden, worin das Friedenswerk Christi gründet: in der Versöhnung mit Gott! Seiner Überzeugung nach sind alle Friedensinitiativen solange zur Vergeblichkeit verurteilt, als es nicht gelang, die fundamentale Störung im Gottesverhältnis der Menschheit zu beseitigen. Sie aber bestand fort, solange der ersehnte und geliebte Gott zugleich gefürchtet werden mußte.

Darin hat Jesus den großen Wandel herbeigeführt. Denn bevor er die trennende Scheidewand zwischen den verfeindeten Volksgruppen niederriß, von der bei der Beschreibung seiner Friedens-Verkündigung die Rede war (Eph 2,14), legte er die ungleich mächtigere Trennungsmauer zwischen der Menschheit und dem ihr durch Angst und Furcht entfremdeten Gott nieder. Seitdem haben wir, mit dem Lieblingsbild des Apostels gesprochen, freien „Zugang zum Vater“ (Eph 2,18). Seitdem haben aber auch die Kräfte der Versöhnung und Einung die abstoßenden Energien überwunden; seitdem gibt es eine wirkliche Chance des Friedens.

Die Entdeckung des Nächsten

Aus christlicher Sicht ist es mit der gesellschaftlichen Regelung der zwischenmenschlichen Beziehungen nicht getan. Vielmehr setzt sich darin nur das Mißverhältnis fort, das die Gottesbeziehung der Menschheit von ihrer Urgeschichte her belastete. Sosehr der Mitmensch dem Menschen Gefährte und Partner ist, trennt sie zugleich doch jene „Scheidewand“, die dem Epheserbrief zufolge sogar die jüdisch-christliche Heilsgemeinde zerriß. Auch hier bedurfte es des Einsatzes Christi, damit an die Stelle dieser Trennung ein Leben in brüderlicher Verbundenheit treten konnte. Die Versöhnung mit Gott mußte sich in die Versöhnung der einander entfremdeten Menschen fortsetzen. Für den Epheserbrief geschah das in der Liebestat Christi am Kreuz. Durch sie legte er die trennenden Grenzen und Barrikaden nieder und damit die sie zerreißende „Feindschaft“ (Eph 2,14). Dadurch stiftete er, wie es wörtlich heißt, „den Frieden“ (2,15).

Was der Epheserbrief auf die Heilstat des Gekreuzigten zurückführt, beginnt jedoch bereits in der Verkündigung. Und hier hat es nicht weniger den Charakter einer revolutionären Tat als im Fall seiner Neugestaltung des Gottesverhältnisses. Sosehr Jesus um die Konflikte und um die Konfliktbereitschaft der Menschen weiß und sosehr ihm vor Augen steht, wie rasch sie sich entfremden und einander zu Rivalen, wenn nicht gar zu Feinden werden können, räumt er doch auch hier die naheliegenden Feindbilder weg, indem er einen jeden im anderen den Nächsten sehen lehrt. Deshalb darf es bei der alttestamentlichen Alternative, die neben „Nächsten“ auch „Feinde“ kennt, nicht bleiben (Mt 5,43). Vielmehr gilt es auch die Feinde zu lieben, weil Gottes Sonne über ihnen genauso aufgeht wie über den „Guten“ und

„Gerechten“, und das heißt, daß auch sie dem Herzen Gottes nahestehen und von daher „Nächste“ sind.

Unvergeßlich illustriert Jesus diesen Gedanken durch die Parabel vom Barmherzigen Samariter, die darin gipfelt, daß der volksfremde Reisende aus Samaria das Opfer des räuberischen Überfalls so behandelt, als handle es sich in dessen Unglück um seine eigene Not. So ist er ihm über alles Trennende hinweg zum „Nächsten“ geworden (Lk 10,25–37).

Auch wenn in das Bild von der „Herberge“, die dem Überfallenen Zuflucht und Geborgenheit bietet, nicht zuviel hineingelegt werden darf, weckt dieser Ausklang der Parabel doch unwillkürlich die Erinnerung an jenes Rest-Paradies, das der Menschheit nach dem Verlust der ursprünglichen Beheimatung in Gestalt der Bruderliebe geblieben war. Und das ist gleichbedeutend mit der Erkenntnis, daß die Parabel, auch wenn das Stichwort selbst nicht fällt, dem Frieden das Wort redet. Über dem Tun des Barmherzigen Samariters steht insgeheim der Regenbogen jenes Friedens, der dadurch entsteht, daß Menschen einander über alle Grenzen und Hemmungen hinweg als – Nächste begegnen.

Selig die Friedensstifter!

Die Friedensbotschaft des Neuen Testaments ist zweigipflig. Sie erreicht ihren ersten und wichtigsten Höhepunkt, wenn sie die Idee des Friedens auf die lebendige Gestalt Jesu zurückbezieht und ihre Sinnwirklichkeit aus seiner Selbstgewährung herleitet. Doch stellt sie dem mit der Seligpreisung der Friedensstifter alsbald einen zweiten, kaum weniger wichtigen Höhepunkt entgegen. Wie kommt es dazu?

Nicht erst durch das Gewicht, das gerade auch das Neue Testament auf die menschliche Friedensinitiative und Friedenstätigkeit legt. Der tiefere Grund liegt vielmehr darin, daß die Friedenstat Christi, die in der Versöhnung mit Gott ihren Ausgang nimmt und sich in die Versöhnung der sich mit Skepsis und Argwohn begegnenden Menschen fortsetzt, ihr Ziel erst mit der „Urversöhnung“ erreicht. Was zum Aggressionsstau im Menschenherzen führt, ist nämlich nicht nur die Gottesangst und der Argwohn, der hinter dem Partner den gefährlichen Rivalen vermutet, sondern vor allem auch das Zerwürfnis, das der Mensch in und mit sich selbst erleidet. Diesem Notstand hilft Jesus dadurch ab, daß er sich den Bedrückten und Bedrängten als Halt anbietet und mit ihnen zusammen die sie niederdrückende Last des Daseins trägt. Dadurch wird er für sie zum lebendigen Vermittler und Impuls des Friedens.

Obwohl mit den „Friedfertigen“ in erster Linie die sich aktiv für den Frieden Einsetzenden gemeint sind, sollte man in der Bezeichnung den passiven Unterton nicht überhören, der daran erinnert, daß die Seliggepriesenen, um zum Friedenswerk befähigt zu sein, zuerst zum Frieden gebracht werden mußten. Denn die menschliche Friedensfähigkeit liegt für das Evangelium nicht ohne weiteres auf der Hand. Eher rechnet es damit, daß der Mensch sich zwar von Haus aus nach Frieden sehnt, an den sich mit dem Frieden konkret stellenden Aufgaben aber immer wieder scheitert. Sofern er unter diesem Mißverhältnis leidet, kann ihm auf denkbar wunderbare Weise geholfen werden. Denn er gehört zu jenen „Bedrückten und Bedrängten“, denen sich Jesus selbst als inwendiger Helfer anbietet. Deshalb ist kaum eines seiner Worte so sehr aus dem Geist des Friedens gesprochen wie die Zusicherung seiner Großen Einladung: „Ich will euch Ruhe geben“ (Mt 11,28).

Mit einer bloß punktuellen Hilfe ist es indessen in dieser Lebens- und Überlebensfrage nicht getan. Auch mit der zständlichen Hilfe, die Jesus verspricht, ist in dieser Frage noch nicht das letzte Wort gesprochen. Wenn die Friedensfähigkeit des Menschen garantiert werden soll, bedarf es vielmehr einer Gottestat, die sein ganzes Leben verwandelt und auf eine neue Basis stellt. Diese „Tat“ spiegelt sich unmittelbar in der religionsgeschichtlichen Lebensleistung Jesu, die darin gipfelt, daß er im Bild des zugleich geliebten und gefürchteten Gottes das Antlitz des Vaters enthüllt. Dem neuen Gott, den er verkündet, entspricht aber nicht weniger der neue Mensch. Unüberhörbar ist dies in der Seligpreisung der Friedensstifter mitgesagt, da sie in die Verheißung ausklingt: „sie werden Söhne Gottes heißen“ (Mt 5,9).

Was dem bloßen Wortlaut nach wie ein Versprechen klingt, ist, genauer besehen, ein Würdenname, der über die menschliche Friedensfähigkeit definitive Auskunft gibt. Friedensfähig ist der Mensch nicht schon so, wie er faktisch existiert. Denn so, wie er sich konkret verwirklicht, verfällt er demselben Zwiespalt, von dem sein Gottesbild und sein Verhältnis zum Mitmenschen gekennzeichnet ist. Anders, wenn er sich von dem Gott der väterlichen Selbstzuwendung in ein Kindesverhältnis ziehen ließ. Dann ist der Riß in seiner Wesensmitte geheilt und damit die Wurzel seiner Friedlosigkeit getilgt.

Da sich religiöse Hilfen aber niemals in ihrem therapeutischen Effekt erschöpfen, ist er damit zugleich von innen her zum Frieden bewogen. Nichts liegt ihm dann näher, als Gedanken des Friedens zu denken und versöhnend auf die Konflikte des Daseins einzuwirken. Den Frieden zu stiften, ist ihm dann so natürlich, wie es der Rose entspricht zu blühen, und dem Licht zu leuchten. Damit wird dann aber auch

die Seligpreisung der Friedensstifter auf neue Weise lesbar. Das „Selig“, das über sie gesprochen ist, ist dann nicht nur eine Auszeichnung dafür, daß sie das zugleich Beste und Notwendigste tun, sondern zugleich eine Aussage über ihre Befähigung dazu.

Ihr Wirken trägt wie kaum ein anderes den Lohn in sich. Es ist ihr Glück und ihre Beseligung, den Frieden in diese friedlose Welt hineinbringen zu dürfen. Doch gerade dadurch sind sie auf besondere Weise für das von Jesus verkündete und heraufgeführte Gottesreich qualifiziert. Unter ihren Händen nimmt es Gestalt an. Auch das ist in ihrer Seligpreisung, diesem zweiten Höhepunkt der christlichen Friedensbotschaft, mitgesagt.

Kein Kompromißfriede!

An keinem Wort des Evangeliums stößt sich der fromme Sinn so sehr wie an dem Ausspruch Jesu, er sei nicht gekommen, „den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10,34). Das Herrenwort ist in zwei Fassungen überliefert. Während der Lukas-Text von einem familiären Zewürfnis spricht, das als Folge des Anspruchs Jesu eintritt, bekräftigt die Matthäus-Fassung den Ausgangsgedanken mit den Worten: „Ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter, die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter, und die Hausgenossen eines Menschen werden seine Feinde sein“ (10,35 f.). Das klingt beim ersten Hören tatsächlich wie der komplette Widerruf all dessen, was im Zug der großen Friedensverkündigung Jesu gesagt worden war. Wie ist es mit dieser zu vereinbaren?

Die klarste Antwort auf diese Frage gibt die Lukas-Fassung, indem sie dem anstößigen Herrenwort das große Selbstzeugnis Jesu voranstellt: „Feuer auf die Erde zu werfen, bin ich gekommen; und wie sehne ich mich danach, daß es brennt!“ (12,49). Denn dadurch tritt das Wort von dem familiären Zerwürfnis, das im Gefolge Jesu und seiner Botschaft aufkommt, schlagartig in ein anderes Licht. Daß die Hausgenossen einer Familie, die mit der Botschaft Jesu in Berührung kam, in einen heillosen Konflikt miteinander geraten, liegt dann nicht etwa in seiner Absicht, sondern in der Feuer-Natur seiner Botschaft. Ginge Jesus mit ihr den Weg der Anpassung und Beschwichtigung, so wären keine ernsthaften Folgen zu gewärtigen. Und käme es dennoch zu Spannungen, so könnten sie durch Kompromisse unschwer ausgeräumt werden.

Doch genau dies ist der Punkt, wo die Wege auseinandergehen. Denn nichts ist Jesus unerträglicher als ein womöglich auf Kosten der Prinzipien ausgehandelter Kompromiß. Gerade das ist es, was er seinen Gegnern zum schwersten Vorwurf macht: daß sie den Weg des geringsten Widerstands gehen und dem Volk die Last der Gebote aufbürden, ohne auch nur einen Finger zu ihrer Erleichterung zu rühren (Mt 23,4). Nichts ginge darum weiter an seinen Intentionen vorbei, als wenn sein Friedenswort als Einladung zu einer vordergründigen Beschwichtigung und Glättung der Gegensätze und damit so verstanden würde, als wolle er einem faulen Kompromißfrieden das Wort reden. Das widerspräche nicht nur seiner ganzen Denkweise, die auf einem klaren und eindeutigen „Ja“ oder „Nein“ besteht (Mt 5,37), es stünde vielmehr auch im krassen Widerspruch zum Wesen seiner Botschaft, die kein sanfter Schimmer, sondern glühendes Feuer ist.

Auch wenn es dem Gewohnheitschristentum nur schwer eingeht, so steht doch außer Zweifel, daß Jesus mit seiner Botschaft die Welt in Brand setzen wollte (Milan Machovec). Das ist der wahrhaft revolutionäre Hintersinn seiner Lehre von Gott, vom Menschen und von den zwischenmenschlichen Beziehungen. Wie keiner vor und nach ihm rührt er mit ihr an die Wurzeln der eingespielten Anschauungen und Verhältnisse, die bei allen Unterschieden in der konkreten Ausformung doch auf eine evolutionsgeschichtlich zustande gekommene Übereinkunft zurückgehen. Ihr verdankt die Menschheit zwar ihr Überleben; doch geht darauf auch der ungestillte Hunger der Menschen nach Glück und Frieden zurück.

Mit seiner Botschaft und seiner Lebensleistung greift Jesus die Grundlagen dieses Kompromisses an, um das Dasein insgesamt auf eine neue Basis zu stellen. In diesem Interesse beseitigt er das Schreckensbild Gottes, zusammen mit den menschlichen Feindbildern und dem Zerwürfnis, unter dem jeder einzelne leidet. Wie kein anderer lehrt er den zuversichtlichen Aufblick zu Gott, das Vertrauen zum Mitmenschen und den Mut zu sich selbst. Und in dieser Frage kennt er keine Kompromisse. Vielmehr nimmt er es bewußt in Kauf, daß sich daran die Geister scheiden. Denn er weiß, daß der „neue Wein“ seiner Lehre nicht in die alten Schläuche der Konvention gefüllt werden kann, ohne daß diese zerreißen (Mk 2,22). Deshalb wählt er für sie dann auch das noch kraftvollere Bild von dem Feuer, das er auf die Erde warf, um sie in Brand zu setzen. Was das in der Anwendung auf die Jüngergruppe heißt, kann diese der Mahnung entnehmen: „Habt Salz in euch und haltet Frieden miteinander!“ (Mk 9,50). Auch das, was innerlich brennt, das will dieses dunkle Wort wohl besagen, soll sie nur um so mehr in ihrem Friedenswillen bestärken.

Das Wort vom Zerwürfnis der Hausgenossen, die durch Jesu Lehre in Konflikt miteinander gerieten, ist darum alles andere als eine Absage an seinen Friedenswillen. Es schafft nur klare Verhältnisse. Mit allem nur erdenklichen Nachdruck gibt es zu verstehen, daß der Friede, den Jesus meint, nicht auf dem Weg vordergründiger Kompromisse und Beschwichtigungen, sondern nur auf dem einer Neugestaltung aller Verhältnisse zustande kommt. Deshalb ist es keine Zurücknahme, wohl aber eine Bekräftigung seines Friedenswillens, wenn er erklärt: Nicht den Frieden, sondern das Schwert!

Die Frucht des Friedens

In einem ihrer Schlüsselworte hatte die alttestamentliche Friedensaussage den Frieden „das Werk der Gerechtigkeit“ genannt (Jes 32,17). Damit hatte sie zwar der politischen Erfahrung Rechnung getragen, die immer wieder bestätigt, daß Friedensschlüsse nur auf der Basis rechtlicher Vereinbarungen zustande kommen. Gleichzeitig hatte sie sich aber ein Problem aufgebürdet, das sie letztlich nur poetisch zu lösen vermochte: durch das Hoffnungsbild des 85. Psalms, in dem sich Huld und Treue begegnen, Friede und Gerechtigkeit einander küssen (Ps 85,11).

Doch in diesem bewegenden Bild blieb das Verhältnis der beiden Prinzipien letztlich unentschieden. Dabei konnte es die neutestamentliche Friedensbotschaft nicht belassen. Denn zu ihren zentralen Erkenntnissen gehört es, daß der Friede auch in dem Sinn unteilbar ist, daß ihm nichts, und wäre es so erhaben wie die Gerechtigkeit, vorgeordnet werden kann. Mit ihm beginnt das Dasein neu. Deshalb läßt

sie den scheinbar einleuchtenden Grundsatz „Gerechtigkeit schafft Frieden“ hinter sich.

Ausdrücklich geschieht das im Friedenswort des Jakobusbriefs. In unmißverständlicher Bildsprache gibt es zu verstehen, daß die „Frucht der Gerechtigkeit“ in den Boden des Friedens gesät wird, daß also die Gerechtigkeit nicht die Voraussetzung, sondern die Frucht des Friedens ist (3,18). Und im gleichen Atemzug macht es deutlich, daß es so allein der „Weisheit von oben“ und dem Licht entspricht, das sie auf die Sache des Friedens wirft (3,17). Man kann es drehen und wenden wie man will: hier berichtigt das Neue Testament die alttestamentliche Friedensaussage. Deshalb greift man nicht zu hoch, wenn man von einer „Korrektur“ spricht, die der Jakobusbrief hier an der Jesajastelle übt.

Der Rückverweis auf die „Weisheit von oben“ macht zugleich klar, aus welcher Kompetenz diese Jakobus-Korrektur erfolgt. Daß die Gerechtigkeit dem Frieden nicht mehr vorgeordnet werden kann, sondern als seine Frucht und Folge verstanden werden muß, entspricht demnach der Vollendungsstufe, die das Offenbarungsgeschehen in Christus erreichte. Nichts wird in ihm an göttlichen Zusagen und Verheißungen widerrufen, wohl aber manches in ein neues Licht gerückt. Dazu gehört nicht zuletzt das Verhältnis von Friede und Gerechtigkeit. Solange Gott im Zwielficht von Furcht und Liebe stand, blieb kein anderer Weg, als den Interessenkonflikt der Menschen und Völker auf der Basis der Gerechtigkeit zu schlichten. So war die Gerechtigkeit die Basis des Friedens und dieser das Werk der Gerechtigkeit.

Ganz anders aber in der Welt, über der die Sonne des neuen Gottes aufging, die gleicherweise über Gerechte und Sünder scheint. In ihr muß mit dem der Anfang gemacht werden, was „über der Gerechtigkeit“ ist, also mit Erbar-

men, Liebe und Frieden. Sonst bliebe die Chance ungenutzt, die mit dem Anbruch der messianischen Gnadenzeit gegeben ist. Denn diese Chance heißt, in die Sprache der menschlichen Sozialwirklichkeit übersetzt: ein Zusammenleben nach dem urchristlichen Modell „ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,32).

Groß wie diese Chance ist freilich auch die mit ihr riskierte Gefahr. Hart neben dem Aufbau der neuen, auf liebendes Einvernehmen gegründeten Lebensgemeinschaft droht der Abgrund der Anarchie. Weil der Weg des Friedens an diesem Abgrund entlangführt, gerät der Friedensstifter leicht in den Anschein des Schwärmers, der Utopien nachläuft und dadurch nur zu leicht das Chaos heraufbeschwört. Wenn dieser Anschein vermieden werden soll, muß es gelingen, den Frieden als Realprinzip der Lebensgestaltung glaubhaft zu machen.

Dazu kann ein auf den ersten Blick eher befremdlich wirkendes Pauluswort verhelfen. In der Sorge um die Ordnung in der römischen Christengemeinde versichert der Apostel: „Das Reich Gottes besteht nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist“ (Röm 14,17). Anstelle der erwarteten Auskunft über das innere Baugesetz des Gottesreichs spricht Paulus vom Frieden. Somit ist der Friede für ihn tatsächlich etwas Gestalthaftes, das mit dem Aufbau des Gottesreichs zusammen seine innere Ordnung gewährleistet. In dieser Rolle wird er dadurch bestätigt, daß Paulus ihn in einem Atemzug zusammen mit „Gerechtigkeit“ und „Freude“ nennt.

Während er durch die Erwähnung der Freude seinen charismatischen Charakter betont, gibt er mit dem Begriff der Gerechtigkeit zu verstehen, daß der Friede nicht weniger als diese zum geordneten Zusammenleben anleitet. Deshalb ist mit der Jakobus-Korrektur auch nicht der Anarchie das

Wort geredet, sondern einer in Freiheit und aus dem Geist der Liebe entwickelten Ordnung. Nicht weniger als die Gerechtigkeit ist der Friede die Grundlage eines ebenso freiheitlichen wie geregelten Gemeinwesens. Auch das kommt in dem Jakobuswort zum Ausdruck, das die Gerechtigkeit die Frucht des Friedens nennt.

Er ist unser Friede

So vielfach die neutestamentliche Friedenskonzeption den Vorstellungen des Alten Testaments entspricht, geht sie doch in einem Punkt entscheidend über sie hinaus. Während sich das Alte Testament nur einmal und auch hier nur unter dem Druck der vom Richterbuch beschriebenen kriegerischen Verhältnisse zur Gleichsetzung des Friedens mit Gott erhebt, rückt das Neue Testament diese Gleichsetzung ins Zentrum seiner Friedensbotschaft. Im Grunde klingt sie schon im Engelwort bei der Geburt Christi an; ständig wird sie vorausgesetzt, und in aller Form ist schließlich von ihr die Rede, wenn Jesus den Frieden als den Inhalt seiner Selbstgewährung bezeichnet. Was noch fehlte, war lediglich eine Aussage, die diese Gleichsetzung in einen Satz von begrifflicher Klarheit und Strenge faßte. Dazu kam es erst in dem aus der Paulusschule hervorgegangenen Epheserbrief, der die durch die Versenkung in das Heilswerk Christi gewonnene Friedenserfahrung auf die Formel brachte: „Er ist unser Friede“ (Eph 2,14).

Der Satz liegt ganz auf der Linie der christologischen Formeln, mit denen Paulus selbst die Fülle des durch Christus geschenkten Heils umschreibt. Sie alle gehen in der Überzeugung einig, daß das Heil Christi nur im Zusammenhang mit

dem Heilbringer begriffen werden kann, weil in seinem Fall der Helfer selbst die Hilfe ist (Sören Kierkegaard). In diesem Sinn nennt ihn der Erste Korintherbrief unsere „Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“, nachdem Paulus zuvor schon hervorgehoben hatte, daß Christus „für uns von Gott zur Weisheit“ geworden sei (1 Kor 1,30). Das ergänzt der Kolosserbrief mit dem Satz: „Christus in euch, er ist die Hoffnung auf die Herrlichkeit“ (Kol 1,27). Angesichts der Tatsache, daß Paulus wie kaum ein anderer Autor des Neuen Testaments auf das Friedenswerk Christi abhebt, klafft in der Reihe dieser Sätze solange eine Lücke, als nicht auch in ihrem Sinn und Stil von seinem Frieden die Rede ist. Diese Lücke wird durch das zentrale Friedenswort des Epheserbriefs geschlossen.

„Er ist unser Friede“ – das liegt aber auch auf der Linie der johanneischen Hoheitsworte, sofern man die thetische Aussage nur in eine dialogische Fassung bringt. Denn das Johannesevangelium erreicht seine spirituellen und theologischen Höhepunkte in jenen Ich-bin-Worten, die es wie eine Lichterkette durchziehen und in denen sich Jesus das „Brot des Lebens“, das „Licht der Welt“, den „Guten Hirten“ und den „Weg, die Wahrheit und das Leben“ nennt. Im Fall des Friedens bevorzugt das vierte Evangelium freilich eine andere Ausdrucksweise, vermutlich deshalb, weil es das Moment des Gewährens und Gebens deutlicher zum Ausdruck bringen möchte, als es durch das „Ich bin“ geschehen könnte.

Deshalb versichert der johanneische Jesus den über seinen nahen Abschied bekümmerten Jüngern: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch ...“ Im paulinischen Denkraum besteht diese Notwendigkeit nicht. Denn für Paulus ist Christus, der ihm in seiner Berufungsstunde ins Herz gesprochen wurde (Gal 1,15 f.), so sehr eine ihn von

innen her ergreifende Wirklichkeit, daß er ihn geradezu mit seinem Leben gleichsetzen (Phil 1,21) und sein Ich in ihm aussprechen kann (Gal 2,20). Insofern besteht bei ihm kein Zweifel daran, daß der mit Christus gleichgesetzte Friede ganz seine Gewährung, ganz die Frucht seiner Selbstzuwendung ist.

Erst damit erschließt sich der Sinn des Schlüsselsatzes ganz. „Er ist unser Friede“ – das heißt nicht nur, daß Christus als der Inbegriff all dessen zu gelten hat, was jemals im Zusammenhang mit der menschlichen Friedenssehnsucht gedacht, erstrebt, erhofft und getan worden ist; es heißt überdies, daß alles, was den Namen „Frieden“ verdient, in einem letzten religiösen Sinn von ihm herkommt. Er ist sein Stifter und Spender und zugleich der, der ihm durch diese Vermittlung sein Siegel aufprägt. Deshalb weist jede menschliche Friedenstat, mit den Augen des Glaubens gewürdigt, auf Christus zurück; denn sie ist, auch wenn es dem Täter selbst nicht bewußt wird, in seinem Namen getan.

Daraus ergibt sich ein Letztes, das sich wie alle Dinge der letzten Größenordnung am besten auf dem Weg der Verneinung klären läßt. Vom Frieden gibt es keinen Begriff. Deshalb vermochte sich auch keine wirklich große Theorie des Friedens auszubilden. Dennoch ist er keineswegs nur eine Sache der menschlichen Gefühle und Sehnsüchte, sondern vom Rang eines Prinzips. Aus dieser Spannung führt nur der Rückbezug auf Christus heraus. Wenn er der Friede ist, empfängt dieser von ihm und durch ihn sein innerstes Gepräge. Dann ist an ihm zwar keine Begriffsstruktur nachzuweisen; doch gewinnt er durch Christus Gestalt und Gesicht.

Deshalb kann er mit den Augen des Glaubens erschaut und als Gestalt zum Prinzip der Lebensgestaltung erhoben

werden. Deshalb ruft er den Menschen aber auch nicht nur zur Tat, sondern vorher schon zu jenem inneren Dialog, bei dem es vor jeder äußeren Aktion um die Beschwichtigung der Herzensunruhe und damit um die Beantwortung der menschlichen Sinnfrage geht. „Er ist unser Friede“ – das heißt deshalb vor allem, daß der Friede erschaut, vernommen und verkostet sein will, bevor er in die Tat umgesetzt werden kann. Denn nur dem, der von ihm durchdrungen, erfüllt und zu sich selbst gebracht wurde, ist es gegeben, sich so für ihn zu verwenden, daß er einen wirklichen Beitrag zur Befriedung der Verhältnisse leistet. Dazu kommt es aber nur, wenn der Friede aus dem Vorfeld der äußeren Aktionen immer wieder auf den zurückgeführt wird, der von seiner ewigen Bestimmung und seiner lebensgeschichtlichen Leistung her „unser Friede“ ist.

Vom Frieden umhegt

Der Friede kommt in neutestamentlicher Sicht aus der Mitte des Geheimnisses Christi, und er zielt demgemäß auch auf die Mitte der menschlichen Existenz. Das eine bestätigt der Epheserbrief, wenn er Christus „unseren Frieden“ nennt; das andere verdeutlichen jene Stellen, in denen der aus der rettenden Selbstzuwendung Christi hervorgegangene Friede als Hilfe zum menschlichen Selbstsein erscheint. Für das Neue Testament zählt aber jene theoretische Aussage nur so viel, wie sie sich in Erfahrungswerte umsetzen läßt. Denn nur das erlebte Heil ist dazu angetan, den Menschen aus den Bedrängnissen seiner Lebenswelt zu befreien und ihm ihr gegenüber zu einer höheren Kompetenz zu verhelfen. Nur dem erlebten Heil glaubt er seine Verwandlung.

Deshalb bleibt das Neue Testament bei seinen grundsätzlichen Friedensaussagen nicht stehen; vielmehr geht es darauf aus, den Menschen den ihm zugewandten Frieden auch erfahrbar zu machen. In diesem Interesse greift es wiederholt auf alttestamentliche Wendungen zurück, doch so, daß es diese in eine ausgesprochene Innerlichkeitssprache übersetzt. Wenn es beim Propheten Jesaja heißt, daß Jahwe für das neue Jerusalem „Gerechtigkeit und Frieden“ als Obrigkeit einsetzen werde (Jes 60,17f.), leitet der Kolosserbrief daraus den Zuspruch ab: „Der Friede Christi herrsche in euren Herzen; denn dazu seid ihr berufen in dem einen Leib“ (Kol 3,15). So wird aus der „politischen“ Obrigkeit bei ihm eine innere Leitungs- und Führungsinstanz. Gleichzeitig macht er damit deutlich, auf welche Weise sich die Befriedung des Menschenherzens vollzieht.

Mit seiner stillen Übermacht „zwingt“ der Friede die rebellischen Empfindungen unter seine Direktive. Ihm ist es somit zuzuschreiben, wenn sich der Sturm der Gefühle unversehens legt und dort, wo alles im Aufruhr stand, plötzlich die Meeresstille der Seele eintritt. Umgekehrt ist an derartigen „Gefühlsinversionen“ zu ersehen, in welchem Maß der Friede Christi von einem Menschen Besitz ergriffen hat, und wie sehr dieser, mit dem Aussendungsbefehl Jesu gesprochen, bereits ein „Kind des Friedens“ wurde, auf das sich der von den Boten des Evangeliums ausgehende Friede niederließ.

Das schönste Beispiel einer derartigen Umsetzung bietet jedoch der Philipperbrief. Offensichtlich läßt Paulus in diesem Brief an seine Lieblingsgemeinde die Erinnerung an das zentrale Bildwort des 33. Psalms aufleben, wenn er ihnen in unüberhörbarem Anklang an den Aufruf des Kolosserbriefs wünscht: „Und der Friede Gottes, der alles Begreifen über-

steigt, bewahre eure Herzen und Gedanken in Christus Jesus“ (Phil 4,7). Im Psalmwort war in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten von dem Gottesengel die Rede, der die von den nachstürmenden Feinden bedrängte Schar der flüchtenden Israeliten schützend umlagerte.

Dieses bewegende Bild überträgt der Philipperbrief auf die Friedenserfahrung seiner Adressaten. Es klingt geradezu wie eine Anspielung auf den Gottesbegriff, in dem der Menschegeist seine unübersteigliche Grenze erreicht, wenn er zunächst von dem „Frieden Gottes“ spricht, der alles Begreifen übersteigt. Dann aber geht er auf die ihm ungleich wichtigere Rolle dieses Grenzbegriffs ein. Denn der vom Begriff des „unüberdenklich Größten“ (Anselm von Canterbury) hergeleitete Friedensgedanke zieht der Vernunft nicht nur eine äußerste Grenze; vielmehr umgreift und „bewahrt“ er sie auch. Wer Gedanken des Friedens denkt, macht die erstaunliche Erfahrung, daß sein Denken umgekehrt in die Regie des Friedens gerät, so daß es von ihm in der Wahrheit gehalten und seiner Wirklichkeit vergewissert wird.

Das hat zunächst einen defensiven Sinn. Er äußert sich darin, daß der Friede das Denken davor bewahrt, sich an leere Utopien zu verschwenden und trügerischen Wahngewilden nachzulaufen. Doch geht diese defensive Funktion unverzüglich in die konstruktive über. Und die besteht darin, daß die bewahrende Macht des Friedens zur Wahrheit verhilft. In seinem Horizont klären sich die Gedanken, ordnen sich die Verhältnisse, bestätigen sich die Einsichten. So zeigt sich aufs neue, wie sehr der biblisch gedachte Friede auf die Wahrheit hingeordnet ist.

Und doch ist es damit noch nicht getan. Denn bevor das Philipperwort auf die intellektuelle Bewahrung durch den Frieden eingeht, kommt es auf seine emotionale Rolle zu

sprechen. Vor der Bewahrung der Gedanken ist von der der Herzen die Rede. Mehr noch als die Vernunft ist nach biblischem Verständnis das Herz des Menschen gefährdet. „Denn von innen, aus dem Herzen der Menschen“ kommen, wie Jesus im Markusevangelium sagt, „die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habgier, Bosheit, Betrug, Ausschweifung, Neid, Verleumdung, Hochmut und Unvernunft“ (Mk 7,21 f.).

Diesem inwendigen Chaos muß Einhalt geboten werden. Und das kann wiederum nicht wirkungsvoller als durch die Direktive des Friedens geschehen. Wie mit ihm das Verheißungszeichen einer neuen Ordnung über dem chaotischen Zustand nach der Sintflut aufging, ist es seiner sanften Macht gegeben, den inneren Aufruhr zu bändigen. Denn wenn der Friede Gottes in das Menschenherz Einzug hält, ist es gegen seinen ureigenen Hang zum Bösen gefeit. Doch erschöpft sich der Friede auch hier nicht in seiner defensiven Funktion. Vielmehr rührt der Gedanke des Philipperbriefs insgeheim an eine Position, wie sie Augustinus mit seinem Grundsatz „Liebe, dann tu, was du willst“, bezog.

Auf den Frieden angewandt, besagt das: Wer sich ihm und seiner inneren Führung überläßt, fühlt sich durch ihn zum Guten bewogen. In eigentümlicher Rückbezüglichkeit erscheint der Friede so als sein eigenes Prinzip. Wenn er die Herzen ergreift, stimmt er sie auf die durch ihn selbst gegebenen Ziele um. Wer aus ihm lebt, muß ihm gehorchen und dienen. Daß er sich für ihn einsetzt, ist dann nicht die Folge kalkulierender Überlegung, sondern die spontane Eingebung des Herzens. Denn er bewahrt die Herzen und Gedanken in Christus Jesus.

Erst damit erreicht das große Wort sein endgültiges Ziel. Wie der Friede von Christus kommt, führt er zu ihm zurück,

Wer den Frieden will, hat sich, ob bewußt oder unbewußt, seiner Sache verschrieben. Deshalb gibt es kaum einen eindrucksvolleren Beweis dafür, daß heute eine christologische Stunde angebrochen ist, als den, den die weltweite Friedensdiskussion erbringt. Mit ihrem alle Grenzen übergreifenden Engagement legt sie Zeugnis dafür ab, daß die gegenwärtige Phase der Glaubensgeschichte im Zeichen einer Neuentdeckung Jesu steht.

Freilich handelt es sich dabei weithin um ein „anonymes“, richtiger gesagt um ein „synonymes“ Zeugnis. Denn „der Friede“ ist ein indirekter Christusname. Wie alle abgeleiteten Namen drängt auch er darauf, in die volle Eindeutigkeit übersetzt zu werden. Das aber geschieht in dem Maß, wie sich die vom Frieden Gottes Umhегten und Bewahrten daran erinnern lassen, daß die Bewegung ihrer Herzen und Gedanken den zum Ziel hat, der den Frieden wie kein anderer gibt, weil er selbst der von Gott dieser Welt eingestiftete Friede ist.

Das Evangelium des Friedens

Die Überzeugungskraft einer Religion oder Glaubenslehre steht und fällt mit ihrer Klarheit. Wenn eine Trompete nur unklare Signale herausbringt, meint Paulus: „Wer wird sich dann zum Kampf rüsten?“ (1 Kor 14,8). Wie sehr auch das Christentum um dieses Gesetz weiß, zeigt die Schlußszene der johanneischen Abschiedsreden. Den staunenden Jüngern gewährt hier Jesus einen Durchblick vom Ausgangspunkt bis zum Ziel seines Heilsweges: „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater“ (16,28). Demgemäß geht es wie

ein Aufatmen durch ihre Antwort: „Jetzt redest du offen und nicht mehr in Bildern ... Darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist“ (16,29 f.). Diesem Zwang zur Klarheit kann sich auch das Neue Testament im Ganzen seiner vielfältigen Seh- und Sprechweisen nicht entziehen. Um von weltbewegender Wirkung zu sein, muß es nach Möglichkeit mit einem einzigen Begriff sagen können, um was es ihm zu tun ist. Wird das gelingen?

Es gehört zu den staunenswerten Leistungen des Epheserbriefs, daß er diesem Desiderat entspricht, auch wenn er die Lösung nur wie im Vorbeigehen bietet. Sie ist eingebunden in die Beschreibung der christlichen Waffenrüstung, mit der er seine Darlegung beschließt. So soll der Christ zum geistlichen Kampf antreten: die Lenden umgürtet mit der Wahrheit, umhüllt mit dem Panzer der Gerechtigkeit, beschuht mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens, beschützt durch den Schild des Glaubens und den Helm des Heils, bewaffnet mit dem Schwert des Geistes (Eph 6,14–17). Es ist also das „geringfügigste“ unter den aufgeführten Bildmotiven, in welches das Größte hineingelegt ist: die Erklärung des Evangeliums von seinem Kerngedanken her, der „Epiphanie“ des Friedens in seinem Sinngrund.

Das Ergebnis dieser Erklärung ist freilich alles andere als selbstverständlich. Wie das vor einigen Jahrzehnten ans Licht gekommene, dem Geist der Gnosis verpflichtete „Evangelium Veritatis“ lehrt, geht die Erwartungshaltung, die den Leser bewegt, offensichtlich in eine ganz andere Richtung. Dieser Erwartung hätte es weit mehr entsprochen, wenn der Epheserbrief anstelle der tatsächlichen Formel die Wendung „Evangelium der Wahrheit“ gebraucht hätte. Und wer von der Lektüre der johanneischen Schriften herkommt, wäre eher noch auf die Formel „Evangelium der Liebe“ gefaßt

gewesen. Doch der Epheserbrief sagt weder das eine noch das andere, sondern: „Evangelium des Friedens“!

Das will bedacht sein. Daß er nicht vom Evangelium der Wahrheit redet, dürfte sich daraus erklären, daß die christliche Botschaft ihren Schwerpunkt nicht in der Theorie hat, so sehr es ihr auf die Sichterweiterung des Menschengestes ankommt. Sie zielt freilich auch nicht, wie ihre moderne Mißdeutung will, ausschließlich auf die Lebenspraxis, obwohl es für Paulus eine ausgemachte Sache ist, daß der Glaube in der Liebe wirksam werden will. Worauf das Christentum mit seiner innersten Absicht zielt, ist vielmehr etwas, was jenseits von Theorie und Praxis liegt: die Verwandlung des Menschen und seiner Welt. Und darum geht es im Frieden, sofern diesem Ausdruck nur seine wahre Bedeutung zugestanden wird.

Denn der Friede hat nur vordergründig mit Beschwichtigung zu tun; auch mit dem Begriff der Versöhnung ist seine volle Sinnfülle noch nicht ausgeschöpft. Vielmehr geht es dem Evangelium um jene Neugestaltung des Daseins, durch welche die Welt des Unfriedens, des Hasses und der Konflikte ein für allemal überschritten wird. Weil das Evangelium mit seiner innersten Zielsetzung auf diesen Zustand ausgeht, lautet seine einzig sachgerechte Bezeichnung „Evangelium des Friedens“.

Daß der Epheserbrief dieser Formel aber auch den Vorzug vor der Bezeichnung „Evangelium der Liebe“ gibt, macht der zentrale Vorgang in der Geschichte der neueren Theologie begreiflich. Es handelt sich um die von ihr vollzogene „anthropologische Wende“, die in der Erkenntnis besteht, daß in jedem Satz über Gott der Mensch mitgesagt ist. Denn das Christentum ist nun einmal keine Religion der Entfremdung, sondern der Vergegenwärtigung und Erhebung.

In seinem Zentrum steht darum auch nicht der Gedanke der Vergöttlichung des Menschen, sondern der Menschwerdung Gottes. Zwar setzt es seine ganzen geistigen Energien daran, die in der Gestalt und Lebensgeschichte Jesu geschehene Selbstoffenbarung Gottes bewußt zu machen und auf immer neue Weise zu sagen, daß Gott in Jesus Christus sein Geheimnis brach (Ignatius von Antiochien) und aus seiner Verborgenheit hervortrat, um sich der Menschheit als derjenige zu zeigen, der er von seinem innersten Wesen her ist. Und in diesem Zusammenhang sagte keines der neutestamentlichen Worte Wesentlicheres und Kühneres als der Satz des Ersten Johannesbriefs: „Gott ist die Liebe“ (4,8).

Doch soviel dieser Satz an Klärung, Gewißheit und Trost vermittelt, ist es auch mit seiner Aussage noch nicht getan. Vielmehr liegt der christlichen Botschaft alles daran, die Menschheit auch zum Bewußtsein, zum Genuß und zum Vollzug dessen zu bringen, was ihr in diesem Schlüsselsatz mitgeteilt wurde. Im Sinn der anthropologischen Wende soll der Hörer des Evangeliums begreifen, daß er gerade auch in diesem Satz – mitgesagt ist. Nun macht ihm zwar die Formel „Gott ist die Liebe“ auf unmißverständliche Weise deutlich, daß der Gott Jesu Christi in liebender Selbstzuwendung zu ihm begriffen ist. Was daraus für ihn jedoch folgt, wird von ihm nicht mehr zum Ausdruck gebracht. Um aber auch noch diese Folgen auszuleuchten, setzt der Epheserbrief hier die andere Vokabel ein, die von Gott so spricht, daß der Mensch in ihr gespiegelt ist, das Wort „Friede“.

Mit diesem Wort macht er deutlich, daß dort, wo die Sonne der göttlichen Liebe über dem Menschen aufgegangen ist, nicht nur der Sturm seines Herzens zur Ruhe kommt, sondern zugleich jene Kräfte in ihm aufgerufen werden, die ihn zum Versöhnungsdienst an seiner verzwickelten Welt

befähigen. So verhält sich „Liebe“ zu „Frieden“ nahezu wie Anruf zu Antwort. Mit dem einen wird gesagt, wie Gott der Welt in Christus nahekommt, mit dem anderen, wie sich die Welt unter dem Anhauch dieser Nähe neu gestalten soll. Und weil das Christentum nicht nur eine Religion des Leidens, sondern die der Leid- und Notüberwindung ist, kann seine Botschaft nicht zutreffender umschrieben werden als mit der Formel „Evangelium des Friedens“.

Mit dieser Formel ist der Welt gegenüber zugleich auf unmißverständliche Weise zum Ausdruck gebracht, was ihr „zum Frieden dient“. Noch nie war dem Weltgewissen so klar wie heute, daß es dabei um die Grundfrage des Überlebens der Menschheit geht. Deshalb wird man sich immer wieder an jene bewegende Szene des Evangeliums erinnern müssen, in der sich Jesus unter Tränen an das sich ihm verweigernde Jerusalem mit dem Zuruf wendet: „Wenn du es doch erkennen wolltest, und zwar an diesem deinem Tag, was dir zum Frieden dient!“ (Lk 19,42).

ALT- UND NEUTESTAMENTLICHE TEXTE

Das verlorene Paradies

Die Schlange sprach zur Frau: Keinesfalls werdet ihr sterben! Vielmehr weiß Gott, daß euch, sobald ihr eßt, die Augen aufgehen und daß ihr gleich ihm das Gute und Böse erkennt. Da sah die Frau, daß der Baum gut sei zum Essen und eine Lust zum Anschauen und begehrenswert, um weise zu werden. Sie nahm von seiner Frucht, aß und gab auch ihrem Mann neben ihr, und auch er aß. Da gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten, daß sie nackt waren. Sie hefeteten Feigenlaub zusammen und machten sich Schürzen daraus. Da vernahmen sie das Geräusch Gottes, des Herrn, der sich beim Abendwind im Garten erging. Und der Mann und sein Weib versteckten sich vor dem Angesicht Gottes, des Herrn, mitten unter den Bäumen des Gartens. Gott, der Herr, aber rief dem Menschen zu und sprach zu ihm: Wo bist du? Er antwortete: Das Geräusch deiner Schritte habe ich im Garten gehört; doch ich hatte Angst, weil ich nackt bin; deshalb habe ich mich versteckt. Er aber sprach: Wer hat dir gesagt, daß du nackt bist? Hast du etwa von jenem Baum gegessen, von dem zu essen ich dir verboten habe? ... Weil du auf die Stimme deiner Frau gehört und vom Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten habe: darum soll der Ackerboden verflucht sein um deinetwillen; kümmerlich sollst du dich von ihm ernähren alle Tage deines Lebens! Dornen und Disteln soll er dir tragen, und das Kraut des Feldes sollst du essen! Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot verzehren, bis du zum Ackerboden zurück-

kehrst, von dem du genommen bist. Denn Staub bist du, und zum Staub sollst du zurückkehren! ... So wies Gott, der Herr, ihn aus dem Garten Eden fort, daß er den Ackerboden bearbeite, von dem er genommen war. Er vertrieb den Menschen, ließ ihn östlich vom Garten Eden wohnen und stellte die Kerubim und die flammende Schwertklinge auf, den Weg zum Baum des Lebens zu bewachen.

Genesis 3,4–11.17 ff.23 f.

Der Brudermord

Nach einiger Zeit begab es sich, daß Kain von den Früchten des Ackers dem Herrn ein Opfer brachte. Aber auch Abel opferte von den Erstlingen seiner Herde und ihrem Fett. Der Herr blickte auf Abel und seine Opfergabe, aber auf Kain und sein Opfer sah er nicht. Da wurde Kain zornig, und sein Angesicht fiel ein. Der Herr aber sprach zu Kain: Warum bist du zornig und warum fällt dein Angesicht ein? Ist es nicht so: Wenn du gut bist, kannst du es frei erheben, bist du aber schlecht, so lauert die Sünde vor der Tür. Nach dir verlangt sie; du aber sollst sie beherrschen! Kain aber sprach zu seinem Bruder Abel: Komm, wir wollen aufs Feld gehen! Als sie auf dem Feld waren, stürzte sich Kain auf seinen Bruder Abel und erschlug ihn. Der Herr aber sprach zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er antwortete: Ich weiß es nicht. Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden empor. Nun sollst du verflucht sein vom Erdboden, der seinen Rachen aufgetan hat, um deines Bruders Blut von deiner Hand aufzunehmen! Wenn du den Ackerboden bebaust, wird er dir seine Frucht nicht mehr

bringen; ziel- und heimatlos sollst du auf Erden sein! ... Und Kain ging weg vom Angesicht des Herrn und wohnte im Lande Nod östlich von Eden.

Genesis 4,3–12.16

Der Friedensbund

Gott gedachte des Noah, allen Wildes und aller Tiere, die mit ihm in der Arche waren, und er ließ einen Wind über die Erde wehen, so daß die Wasser sanken. Die Quellen der Urflut versiegteten und die Luken des Himmels schlossen sich, dem Regen aber wurde vom Himmel her Einhalt geboten. Das Wasser sank auf der Erde mehr und mehr ... Nach vierzig Tagen tat Noah das Fenster der Arche auf und ließ einen Raben ausfliegen. Der flog hin und her, bis das Wasser auf der Erde vertrocknet war. Da ließ er eine Taube hinaus, um zu sehen, ob der Wasserspiegel auf der Erdoberfläche gesunken sei. Die Taube aber fand keine Stätte für ihren Fuß und kehrte zu ihm in die Arche zurück; denn noch war Wasser auf der ganzen Erde. Noah streckte seine Hand aus, ergriff sie und nahm sie in die Arche zurück. Dann wartete er weitere sieben Tage und sandte wiederum die Taube aus der Arche. Die Taube flog gegen Abend zu ihm zurück, aber siehe, sie trug ein frisches Ölblatt in ihrem Schnabel. Da merkte Noah, daß das Wasser auf der Erde gefallen war ... Da sprach Gott zu Noah: Geh aus der Arche, du und deine Frau, deine Söhne und die Frauen deiner Söhne mit dir. Alles Getier, das bei dir ist, und alle Lebewesen, Vögel, Vieh und alle auf Erden kriechenden Tiere laß mit dir hinaus: sie sollen sich tummeln auf Erden, fruchtbar sein und sich vermehren auf dem Erdboden! Da ging Noah hinaus und seine

Söhne, seine Frau und die Frauen seiner Söhne mit ihm. Alles Wild, alles auf Erden kriechende Getier und alle Vögel verließen ebenfalls, nach ihren Sippen geordnet, die Arche ...

Und Gott sprach zu Noah und seinen Söhnen: Wohlan, ich errichte meinen Bund mit euch und euren Nachkommen und allen lebenden Wesen bei euch, mit Vögeln, Vieh und jeglichem Wild des Feldes, mit all denen, welche die Arche verlassen haben. Meinen Bund errichte ich mit euch: Niemals wieder soll das Leben von den Wassern der Flut ausgerottet werden; keine Flut soll mehr kommen, die Erde zu verderben! Und Gott sprach: Dies ist das Zeichen des Bundes, den ich zwischen mir und euch stifte und zwischen jeglichem Lebewesen bei euch für alle Geschlechter: Meinen Bogen setze ich in die Wolken; er soll das Bundeszeichen zwischen mir und der Erde sein. Wenn ich Gewölk über der Erde zusammenballe, und wenn der Bogen in den Wolken erscheint, so will ich meines Bundes gedenken, der zwischen mir und euch und allen lebenden Wesen besteht, und niemals mehr soll das Wasser zur Flut werden, um alles Leben zu vernichten. Wenn der Bogen in den Wolken steht, dann werde ich ihn ansehen, um des immerwährenden Bundes zu gedenken, der zwischen Gott und allen Lebewesen jeglicher Art auf Erden besteht. Und Gott sprach zu Noah: Dies ist das Zeichen des Bundes, den ich zwischen mir und allen Lebewesen auf Erden gestiftet habe.

Genesis 8,1 ff.6–11.15–19; 9,8–17

Der Friedensaltar

Der Engel des Herrn kam und setzte sich unter die Eiche bei Ophra, die dem Abiesriten Joasch gehörte. Sein Sohn Gideon

war gerade dabei, Weizen auf der Tenne auszuklopfen, um ihn vor den Midianitern zu verbergen. Ihm erschien der Engel des Herrn und rief ihm zu: Der Herr ist mit dir, du starker Held! Doch Gideon entgegnete ihm: Ist der Herr wirklich mit uns, warum hat uns all dies getroffen? Wo sind denn alle seine Wundertaten, von denen uns unsere Väter erzählten, wenn sie sagten: Hat uns nicht der Herr aus Ägypten herausgeführt? Nun aber hat uns der Herr verstoßen und der Faust Midians überlassen! Da wandte sich der Herr zu ihm und sprach: Ziehe hin in dieser deiner Kraft und errette Israel aus der Faust Midians! Wohlan, ich sende dich! Darauf sprach er zu ihm: Herr, womit soll ich denn Israel erretten? Siehe, mein Stamm ist der geringste in Manasse, und ich selbst bin der Geringste in meiner Familie! Darauf entgegnete ihm der Herr: Wenn ich mit dir bin, wirst du Midian schlagen wie einen einzigen Mann!

Er sprach zu ihm: Habe ich in deinen Augen Gnade gefunden, so gib mir ein Zeichen, daß du selbst es bist, der mit mir redet! Geh doch nicht von hier weg, bis ich komme, dir eine Opfergabe bringe und sie dir vorsetze! Er entgegnete: Gut, ich bleibe, bis du zurückkommst. Gideon ging hinein und bereitete ein Ziegenböcklein und ungesäuertes Brot aus einem Epha Mehl; das Fleisch legte er in einen Korb, die Brühe goß er in einen Topf, Das brachte er zu ihm heraus unter die Eiche und setzte es ihm vor. Da sprach der Engel Gottes zu ihm: Nimm das Fleisch und die ungesäuerten Brote, lege sie auf diesen Felsen und gieße die Brühe darüber! Gideon tat es. Und der Engel des Herrn streckte die Spitze des Stabes in seiner Hand aus und berührte damit das Fleisch und die ungesäuerten Brote. Da brach Feuer aus dem Felsen hervor und verzehrte das Fleisch und die ungesäuerten Brote. Der Engel des Herrn aber war aus seinen Augen

verschwunden. Da erkannte Gideon, daß es der Engel des Herrn war. Und Gideon rief: Wehe, Herr, ich habe den Engel des Herrn von Angesicht zu Angesicht gesehen! Der Herr aber entgegnete ihm: Friede sei mir dir! Fürchte dich nicht, du wirst nicht sterben! Darauf baute Gideon einen Altar für den Herrn und nannte ihn: Der Herr ist Friede.

Richter 6,11–24

Die Friedenssuche

Preisen will ich den Herrn zu jeder Zeit, immer sei sein Lob in meinem Munde!

Meine Seele rühmt sich im Herrn, die Armen sollen es hören und sich freuen!

Verherrlicht mit mir den Herrn; gemeinsam laßt uns seinen Namen erheben!

Ich suchte den Herrn, da erhörte und befreite er mich von allen meinen Ängsten.

Blickt zu ihm auf, und euer Antlitz wird leuchten und wird nicht beschämt!

Seht da, ein Gebeugter: er rief, und der Herr vernahm es und half ihm aus allen seinen Nöten.

Der Engel des Herrn umlagert alle, die ihn fürchten, und er rettet sie.

Kostet und seht, wie gut der Herr ist! Selig der Mann, der auf ihn vertraut!

Fürchtet den Herrn, ihr, seine Heiligen! Denn wer ihn fürchtet, leidet keinen Mangel.

Mächtige darben und hungern; doch wer den Herrn sucht, braucht nicht zu darben.

Kommt, ihr Söhne und hört mich an! Die Furcht des

Herrn will ich euch lehren!

Wer ist der Mann, der das Leben ersehnt und glückliche Tage zu schauen begehrt?

Bewahre vor dem Bösen deine Zunge und deine Lippen vor falscher Rede!

Laß ab vom Bösen und tue das Gute, suche den Frieden und jage ihm nach!

Die Augen des Herrn achten auf die Frommen, und seine Ohren hören ihr Schreien.

Der Zornblick des Herrn bedroht die Übeltäter, er tilgt ihr Gedenken vom Lande.

Wer ihn anruft, den hört der Herr, und er rettet ihn aus allen Nöten.

Nah ist der Herr den gebrochenen Herzen, er hilft allen, die demütigen Geistes sind.

Wieviel der Gerechte auch leiden muß, aus allen Nöten befreit ihn der Herr.

Er behütet jedes seiner Glieder, nicht eins davon wird zerbrochen.

Doch den Frevler trifft Unheil, wer den Gerechten haßt, muß es büßen.

Der Herr erlöst die Seele seiner Diener; straflos bleibt, wer ihm vertraut.

Psalm 34,2–23

Das Ende der Kriege

Der Herr ist uns Zuflucht und Kraft; herrlich erwies er sich als Helfer in der Bedrängnis.

Darum bangen wir nicht, wenn auch die Erde bebt und die Berge ins Meer sinken;

wenn seine Wasser brausen und schäumen, wenn vor seinem Ungestüm die Berge erzittern:

Mit uns ist der Herr der himmlischen Heere; Jakobs Gott ist unsre Burg.

Des Stromes Arme erfreuen die Gottesstadt, die heilige Wohnung des Höchsten.

Sie wankt nicht, denn in ihrer Mitte wohnt Gott; schon in der Morgenfrühe wird er sie beschützen.

Die Völker tobten; es zitterten die Reiche, donnernd ertönte sein Ruf, daß die Erde vor Schrecken verging.

Mit uns aber ist der Herr der himmlischen Heere; Jakobs Gott ist unsre Burg.

Kommt und seht die Werke des Herrn! Wunderbar ist, was er auf Erden wirkte!

Dem Krieg gebietet er Einhalt bis an die Enden der Erde, er zerbricht die Bogen und Speere, er verbrennt die Schilde im Feuer.

Laßt ab und erkennt: Ich bin der Herr! Erhaben über die Völker, erhaben auf Erden!

Mit uns ist der Herr der himmlischen Heere; Jakobs Gott ist unsre Burg.

Psalm 46,2–12

Das Friedensreich

Gott, gib dein Gericht dem König, dem Königssohn übergib deine Rechte!

Er richte dein Volk in Gerechtigkeit und nach gleichem Recht die Bedrängten!

Dann tragen die Berge Frieden dem Volk, Gerechtigkeit tragen die Hügel.

Schützen wird er die Bedrückten des Volks, helfen wird er den Söhnen der Armen; doch den Bedrucker wird er zermalmen.

Leben möge er, solange die Sonne scheint und der Mond leuchtet, von Geschlecht zu Geschlecht.

Wie Regen komme er herab auf die Gefilde, wie Regenschauer, die das Land tränken.

In seinen Tagen erblühe Gerechtigkeit und die Fülle des Friedens, bis der Mond seinen Schein verliert.

Herrschen soll er von Meer zu Meer, vom großen Strom bis an die Enden der Erde!

Seine Feinde sollen sich ihm beugen und seine Gegner den Staub lecken.

Könige von Tarsis und den Inseln bringen Geschenke, Könige von Arabien und Saba kommen mit Gaben.

Alle Könige der Erde huldigen ihm, alle Völker müssen ihm dienen.

Denn er befreit den Armen, der zu ihm schreit, den Verlassenen, dem keiner hilft.

Der Geringen und Schwachen nimmt er sich an, er rettet das Leben der Armen.

Aus Bedrückung und Gewalt befreit er ihr Leben; denn kostbar ist ihr Blut in seinen Augen.

Er lebe, und das Gold aus Saba bringe man ihm! Gebete weihe man ihm und erlebe ihm allezeit Segen!

Korn im Überfluß gebe es im Land, bis hinauf zu den Gipfeln der Berge! Wie der Libanon rausche das Getreide, und die Bewohner der Städte sollen sprossen wie die Gräser der Flur!

Sein Name sei ewig gesegnet; er dauere, solange die Sonne scheint. Gesegnet seien in ihm alle Stämme der Erde, die Völker sollen ihn seligpreisen!

Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels, der allein Wunder vollbringt!

Auf ewig sei gepriesen sein erhabener Name, die ganze Erde sei erfüllt von seiner Herrlichkeit! Amen, Amen!

Psalm 72,1–19

Versöhnende Begegnung

Herr, du hast deinem Land Gnade erwiesen, hast das Schicksal Jakobs gewendet.

Die Schuld deines Volks hast du vergeben, all seine Sünde bedeckt.

Du hast von deinem Grimm abgelassen und die Glut deines Zornes gewendet.

Schaffe uns wieder neu, du Gott unsres Heils, laß ab von deinem Groll gegen uns!

Willst du uns auf ewig grollen; soll dein Zorn von Geschlecht zu Geschlecht fort dauern?

Willst du uns nicht wieder beleben, so daß sich dein Volk in dir erfreut?

Zeig uns dein Erbarmen, Herr, gewähre uns huldvoll dein Heil!

Hören will ich, was der Herr spricht: Wahrhaftig, er kündigt den Frieden! Frieden seinem Volk und seinen Frommen, allen, die ihr Herz zu ihm wenden.

Wahrhaftig, nah ist sein Heil allen, die ihn fürchten; Herrlichkeit wird wohnen in unserem Land!

Huld und Treue begegnen sich, Gerechtigkeit und Friede küssen sich.

Treue sprießt aus der Erde hervor und Gerechtigkeit blickt vom Himmel herab.

Wahrhaftig, der Herr spendet den Segen, und unser Land gibt seine Frucht.

Gerechtigkeit zieht vor ihm her und Friede folgt der Spur seiner Schritte.

Psalm 85,2–14

Der Herzensfriede

Herr, mein Herz will nicht hoch hinaus, ich erhebe nicht stolz meine Augen.

Großen Dingen jage ich nicht nach, Dingen, die für mich zu hoch sind.

Nein, ich besänftigte meine Seele und schaffte ihr Frieden.

Wie ein gestilltes Kind an der Mutterbrust, so ruht meine Seele in mir.

Israel, harre auf den Herrn, heute und jederzeit!

Psalm 131,1–3

Der Friedensfürst

Wort des Jesaja, des Sohnes des Amos, über Juda und Jerusalem: Am Ende der Tage wird es geschehen: Da wird der Berg des Hauses des Herrn an der Spitze der Berge stehen, festgegründet und alle Hügel überragend, und alle Völker werden zu ihm strömen. Viele Nationen werden zu ihm pilgern und sprechen: Auf, wir wollen hinaufsteigen zum Berg des Herrn und zum Haus des Gottes Jakobs, damit er uns seine Wege lehre und wir auf seinen Pfaden gehen. Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und das Wort des Herrn von Jerusalem. Zwischen den Völkern wird er dann richten und

über viele Nationen Recht sprechen. Und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Speere zu Winzermessern. Nicht mehr wird Volk gegen Volk zum Schwert greifen; niemand übt sich mehr im Kriegshandwerk. Haus Jakobs, auf! Laßt uns ziehen im Licht des Herrn!

Jesaja 2,1–5

Das Volk, das im Finstern lebt, schaut ein großes Licht; über denen, die im Dunkeln wohnen, erstrahlt Lichtglanz. Du gibst ihnen Anlaß zu großem Jubel und gewaltiger Freude. Sie freuen sich vor dir, wie man sich in der Erntezeit freut, wie man beim Beuteteilern jubelt. Denn das Joch auf ihrer Schulter, die Stange auf ihrem Nacken, den Stock des Bedrückers zerbrichst du wie am Tag von Midian. Ja, jeder Soldatenstiefel, der dröhnend auftritt, und jeder blutbespritzte Mantel wird verbrannt und im Feuer verzehrt. Denn ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht. Und man nennt seinen Namen: Wunder-Rat, Gottesheld, Ewig-Vater, Friedensfürst. Groß ist die Herrschaft und endlos der Friede für Davids Thron und sein Reich, das aufgerichtet und gefestigt ist in Recht und Gerechtigkeit. Von nun an bis in Ewigkeit wird das der Eifer des Herrn der Heerscharen bewirken.

Jesaja 9,1–6

Ein Reis sproßt hervor aus Isais Stumpf, ein Schößling entsproßt seinem Wurzelstock. Auf ihn läßt sich nieder der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Gottesfurcht. Nicht nach dem Augenschein wird er richten, noch sein Urteil nach dem Hörensagen fällen. Die

Geringen richtet er vielmehr gerecht, nach Recht und Gerechtigkeit die Armen im Land. Den Gewalttäter schlägt er mit dem Stab seines Mundes, er tötet den Frevler mit dem Hauch seiner Lippen. Gerechtigkeit ist der Schurz seiner Lenden und Treue der Gurt seiner Hüften. Dann wohnt der Wolf beim Lamm und der Panther beim Böcklein. Kalb und Löwe weiden gemeinsam, ein kleiner Knabe kann sie hüten. Kuh und Bärin befreunden sich, ihre Jungen lagern beieinander; der Löwe frißt Stroh wie das Rind. Der Säugling spielt am Schlupfloch der Otter, in die Höhle der Natter greift das Kind mit der Hand. Sie schaden einander nicht und richten kein Verderben an auf meinem ganzen heiligen Berg; denn das Land ist voll der Erkenntnis des Herrn, so wie die Wasser den Meeresgrund bedecken.

Jesaja 11,1-9

Der Gottesknecht

Wer glaubt unserer Kunde, wem enthüllte sich der Arm des Herrn?

Er wuchs vor uns auf wie ein Reis, wie eine Wurzel aus dürrer Erde. Weder Gestalt noch Schönheit besaß er; er bot keinen Anblick, an dem man Gefallen hätte.

Verachtet war er, von den Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen, leiderfahren: wie einer, vor dem man das Gesicht abwendet, verabscheut, von niemand beachtet.

Wahrhaftig, unsre Krankheiten hat er getragen, unsre Schmerzen lud er sich auf; wir aber hielten ihn für einen Geschlagenen, von Gott Gedemütigten und Nieder gebeugten.

Und doch wurde er für unsre Sünden durchbohrt, zer schlagen für unsre Frevel. Um unsres Friedens willen lag die

Strafe auf ihm, durch seine Wunden wurde uns Heilung.

Wie Schafe irrten wir alle umher, ein jeder ging seiner Wege. Ihn aber ließ der Herr die Schuld von uns allen tragen. Mißhandelt wurde er, und er beugte sich.

Seinen Mund tat er nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird; er schwieg wie ein Schaf, das vor seinem Scherer verstummt.

Einem gewalttätigen Gericht wurde er unterworfen; wer kümmerte sich um sein Geschick? Ausgerissen wurde er aus dem Land der Lebenden; unsrer Sünden wegen erlitt er den Tod.

Bei Verbrechern wies man ihm die Grabstätte zu, seine Ruhestatt bei den Ruhelosen. Er aber hat kein Unrecht getan, kein Trug war in seinem Mund.

Dem Herrn gefiel es, ihn durch Leiden zu zermalmen; doch wenn er sein Leben als Schuldopfer hingibt, wird er reiche Nachkommen schauen und viele Lebenstage, und der Wille des Herrn wird durch ihn vollstreckt.

Wegen der Not seiner Seele wird er das Licht schauen und sich sättigen. Durch sein Leiden wird mein Knecht viele rechtfertigen, weil er ihr Verschulden auf sich nimmt.

Darum will ich ihm die Vielen als Anteil geben, und die Mächtigen fallen ihm als Beute zu, weil er sein Leben in den Tod hingab und sich unter die Frevler zählen ließ, obwohl er die Schuld der Vielen trug und für ihre Sünden eintrat.

Jesaja 53,1–12

Die Friedensstadt

Auf, werde Licht, Jerusalem; denn dein Licht ist aufgegangen, und die Herrlichkeit des Herrn erstrahlt über dir. Denn seht,

Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Nationen. Doch über dir erstrahlt der Herr und seine Herrlichkeit geht über dir auf. Völker ziehen zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz. Erhebe deine Augen und schau ringsum: Sie alle versammeln sich, um zu dir zu gehen. Deine Söhne kommen von fern, und deine Töchter werden auf den Armen getragen. Da wirst du schauen und strahlen, dein Herz wird schlagen und sich weiten; denn die Schätze des Meeres gelangen zu dir, und der Reichtum der Völker strömt dir zu. Eine Menge von Kamelen wird dich überfluten, Dromedare aus Midian und Epha. Sie alle kommen von Saba, sie bringen Gold und Weihrauch und künden die Ruhmestaten des Herrn ...

Nicht mehr hört man in deinem Land von Gewalttat, nicht von Umsturz und Zerstörung in deinen Grenzen. „Frieden“ wirst du deine Mauer nennen und „Ruhm“ deine Tore. Nicht mehr wird dir die Sonne als Licht des Tages dienen, noch brauchst du den Glanz des Mondes. Denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und Gott selbst dein Lichtglanz. Niemals mehr wird deine Sonne untergehen, und dein Mond wird nicht verschwinden; denn der Herr wird dein Licht sein; zu Ende sind die Tage deiner Trauer.

Jesaja 60,1–6.18 f.

Der Tierfriede

Seht, ich will sie verlocken, ich will sie in die Wüste führen und ihr zu Herzen reden. Ihre Weinberge will ich ihr dann zurückgeben und das Tal von Achor zur Hoffnungspforte machen. Dorthin wird sie mir folgen wie in den Tagen ihrer Jugend, wie damals, als ich sie aus dem Land Ägypten heraufzog. An jenem Tag wird es geschehen – Spruch des

Herrn –, da wird sie mich rufen „Mein Mann“ und nicht mehr „Mein Baal“. Ich aber werde aus ihrem Mund die Baalsnamen nehmen, daß sie sie nicht mehr in ihrem Mund führt. An jenem Tag schließe ich einen Bund mit den Tieren des Felds und mit den Vögeln des Himmels und dem Gewürm der Erde. Bogen, Schwert und Krieg verbanne ich aus dem Land und lasse sie wohnen in Sicherheit. Dann wirst du mir angetraut sein auf ewig, angetraut in Gerechtigkeit und Recht, in Liebe und Erbarmen. Angetraut wirst du mir in Treue, damit du erkennst, daß ich der Herr bin.

Hosea 2,16–22

Pflugscharen statt Schwerter

Am Ende der Tage wird es geschehen: Da steht der Berg des Hauses des Herrn an der Spitze der Berge festgegründet und ragend über die Hügel, und alle Völker strömen zu ihm. Viele Nationen pilgern und sprechen: „Auf, laßt uns steigen zum Berge des Herrn und zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und wir schreiten auf seinen Pfaden!“ Denn Weisung geht aus von Zion, das Wort des Herrn von Jerusalem. Zwischen den Völkern wird er richten, entscheiden für viele Nationen. Ihre Schwerter schmieden sie zu Pflugscharen um und ihre Speere zu Winzermessern. Nimmer wird Volk gegen Volk das Schwert erheben, und nicht mehr lernt man die Kriegskunst. Jeder wird dann unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen, ungestört; denn der Mund des Herrn der Heerscharen hat es gesagt.

Micha 4,1–4

Völkerfriede

Juble laut, Tochter Zion, jauchze, Tochter Jerusalem! Denn sieh, dein König kommt zu dir, gerecht und siegreich. Demütig reitet er auf einem Esel, auf dem Füllen einer Eselin. Er schafft die Streitwagen weg aus Ephraim und die Streitrosse aus Jerusalem, abgeschafft werden die Kampfbo gen. Er gebietet Frieden den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, vom Strom bis an die Enden der Erde.

Sacharja 9,9f.

Die Friedenszusage

In jener Gegend lagerten Hirten auf dem Feld und hielten Nachtwache bei ihrer Herde. Da trat der Engel des Herrn zu ihnen, und der Glanz des Herrn umstrahlte sie; und es befahl sie große Furcht. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch große Freude, die dem ganzen Volk widerfahren soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren, Christus, der Herr! Und dies soll euch als Zeichen dienen: Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gewickelt in einer Krippe liegt. Und plötzlich war bei dem Engel eine große himmlische Schar; sie lobte Gott und sprach: Ehre ist Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die er liebt. Als die Engel von ihnen in den Himmel zurückgekehrt waren, sagten die Hirten zueinander: Kommt, wir wollen nach Bethle hem gehen, um zu sehen, was uns der Herr kundgetan hat. Sie eilten hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie es sahen, berichteten sie, was ihnen über dieses Kind gesagt worden war.

Lukas 2,8–17

Der Nachklang

Sie führten das Fohlen zu Jesus, legten ihre Kleider auf es und halfen Jesus hinauf. Während er dahinritt, breiteten die Menschen ihre Kleider auf dem Weg aus. Als er an die Stelle kam, wo der Weg vom Ölberg hinabführt, begannen alle Jünger freudig und mit lauter Stimme Gott zu loben wegen all der Wundertaten, die sie erlebt hatten: Gepriesen sei der König, der kommt im Namen des Herrn! Im Himmel ist Friede und Herrlichkeit in der Höhe! Da riefen ihm einige Pharisäer aus der Menge zu: Meister, bring deine Jünger zum Schweigen! Er erwiderte: Ich sage euch: Wenn sie schweigen, werden die Steine schreien.

Lukas 19,36–40

Die Aussendung

Danach wählte der Herr noch siebzig andere aus und schickte sie zu zweien voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selbst gehen wollte. Er sagte zu ihnen: Die Ernte ist groß, doch gibt es nur wenig Arbeiter. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte schicke. Geht! Ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Nehmt keine Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe! Grüßt niemand unterwegs! Wenn ihr in ein Haus kommt, so sagt als erstes: Friede sei diesem Haus! Und wenn dort ein Sohn des Friedens wohnt, wird sich der Friede, den ihr ihm wünscht, auf ihn niederlassen, andernfalls wird er zu euch zurückkehren. Bleibt in diesem Haus, eßt und trinkt, was man euch anbietet, denn wer arbeitet, hat Anspruch auf seinen Lohn. Wechselt nicht von Haus zu Haus, und wenn ihr

in eine Stadt kommt und man euch aufnimmt, so eßt, was euch vorgesetzt wird. Heilt die Kranken, die dort sind, und sagt den Leuten: Das Reich Gottes ist nah!

Lukas 10,1–9

Die Seligpreisungen

Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf einen Berg. Er setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Dann begann er zu reden; er lehrte sie:

Selig die Armen im Geist; ihnen gehört das Himmelreich.

Selig die Trauernden; sie sollen getröstet werden.

Selig, die keine Gewalttat verüben; sie werden das Land erben.

Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; sie sollen satt werden.

Selig die Barmherzigen; sie werden Erbarmen finden.

Selig, die ein reines Herz haben; sie werden Gott schauen.

Selig die Friedensstifter; sie werden Söhne Gottes heißen.

Matthäus 5,1–9

Die Feindesliebe

Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten?

Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr damit Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden? Ihr aber sollt vollkommen sein, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist.

Matthäus 5,43–48

Die Barmherzigkeit

Ein Gesetzeslehrer trat auf, um Jesus eine Falle zu stellen; er fragte: Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Jesus sagte zu ihm: Was steht im Gesetz! Was liest du dort? Er antwortet: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele, mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Denken, und: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Er sprach zu ihm: Du hast richtig geantwortet; handle danach, und du wirst leben. Jener aber wollte sich rechtfertigen und sagte zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort und sprach: Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho hinab und wurde von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn aus und schlugen ihn nieder; dann gingen sie weg und ließen ihn halbtot liegen. Zufällig kam ein Priester denselben Weg herab, er sah ihn und ging vorüber. Auch ein Levit kam zu der Stelle; er sah ihn und ging vorüber. Schließlich kam ein Mann aus Samaria, der auf der Reise war; auch er sah ihn und wurde von Mitleid ergriffen. Er trat hinzu, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darauf. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zur Herberge und versorgte ihn. Am andern Tag holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn aufwendest, werde ich es dir auf dem Rückweg erstatten.

Was meinst du: Wer von diesen dreien hat an dem, der von den Räubern überfallen wurde, als Nächster gehandelt? Er antwortete: Der, der Barmherzigkeit geübt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!

Lukas 10,25–37

Heimkehr ins Vaterhaus

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der jüngere sagte zu seinem Vater: Vater, gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Da teilte der Vater das Vermögen auf. Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort verschleuderte er sein Vermögen durch ein ausschweifendes Leben. Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land, und er litt bittere Not. Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten. Gerne hätte er seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, welche die Schweine fraßen, aber niemand gab ihm davon. Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot im Überfluß, und ich komme hier vor Hunger um. Ich will zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gegen den Himmel und dich gesündigt. Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich nur zu einem deiner Tagelöhner. Dann brach er auf und ging zu seinem Vater zurück.

Der sah ihn schon von weitem kommen, wurde von Mitleid mit ihm ergriffen, lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gegen den Himmel und dich gesündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein. Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Schnell, holt das Festgewand und zieht es ihm an,

steckt einen Ring an seine Hand und zieht ihm Schuhe an die Füße. Bringt dann das Mastkalb her und schlachtet es; wir wollen essen und ein Festmahl halten. Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wieder gefunden. So begannen sie ein Freudenfest zu feiern.

Der ältere Sohn war unterdessen auf dem Feld. Als er heimging und in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz. Da rief er einen der Knechte und fragte, was das zu bedeuten habe. Der Knecht antwortete: Dein Bruder ist heimgekommen, und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn heil und gesund zurückerhalten hat. Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen.

Der Vater aber kam heraus und redete ihm gut zu. Er aber erwiderte dem Vater: So viele Jahre diene ich dir schon, und nie habe ich gegen deine Befehle verstoßen; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock gegeben, damit ich mit meinen Freunden ein Festmahl feiern konnte. Kaum aber ist dieser dein Sohn zurückgekommen, der dein Geld mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet. Er aber antwortete ihm: Kind, du bist doch immer bei mir, und alles, was ich habe, gehört auch dir. Jetzt aber müssen wir ein Fest feiern und uns freuen; denn dein Bruder war tot und lebt wieder, er war verloren und wurde wieder gefunden.

Lukas 15,11–32

Die Fürsprache

Ein Mann hatte in seinem Weinberg einen Feigenbaum. Als er kam und nachsah, ob er Früchte trage, fand er keine. Da sagte er zu seinem Weingärtner: Jetzt komme ich schon drei Jahre und sehe nach, ob dieser Feigenbaum Früchte bringt

und finde nichts. Hau ihn um! Wozu soll er den Boden noch länger auslaugen? Der Weingärtner erwiderte: Herr, laß ihn doch dieses Jahr noch stehen; ich will den Boden um ihn herum aufgraben und Dünger einlegen. Vielleicht bringt er dann doch noch Frucht; wenn nicht, dann laß ihn umhauen.

Lukas 13,6–9

Die Versöhnung

Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dich daran erinnerst, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe vor dem Altar liegen: geh hin und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe!

Matthäus 5,23 f.

Wenn du mit deinem Gegner vor Gericht gehst, so bemühe dich noch unterwegs, dich mit ihm zu einigen. Sonst wird er dich vor den Richter schleppen, und der Richter wird dich dem Gerichtsdienner übergeben, und der Gerichtsdienner wird dich ins Gefängnis werfen. Ich sage dir: Du kommst von dort nicht heraus, bis du nicht auch noch den letzten Heller bezahlt hast.

Lukas 12,58 f.

Das brennende Feuer

Feuer auf die Erde zu werfen bin ich gekommen, und wie sehr wünsche ich, daß es brennt! Mit einer Taufe muß ich getauft werden, und wie sehr verlange ich danach, daß sie vollzogen wird!

Lukas 12,49 f.

Denkt nur nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert! Denn ich bin gekommen, um den Sohn zu entzweien mit seinem Vater, die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. So werden die Hausgenossen eines Menschen seine Feinde sein.

Matthäus 10,34 ff.

Habt Salz in euch und haltet Frieden miteinander.

Markus 9,50

Die Abschiedsgabe

Das habe ich euch gesagt, solange ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich (ihn) euch. Euer Herz ängstige sich nicht und zage nicht. Ihr habt gehört, daß ich zu euch gesagt habe: Ich gehe fort und komme wieder zu euch. Wenn ihr mich liebtet, würdet ihr euch freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Ich habe es euch gesagt, bevor es geschieht, damit ihr glaubt, wenn es geschieht. Ich werde nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Herrscher der Welt. Über mich hat er keine Macht, doch soll die Welt erkennen, daß ich den Vater liebe und so handle, wie mir der Vater aufgetragen hat.

Johannes 14,25–31

Friede in der Drangsal

Was ihr vom Vater erbitten werdet, das wird er euch in meinem Namen geben. Bis jetzt habt ihr noch nichts in meinem Namen erbeten. Bittet, und ihr werdet empfangen, damit eure Freude vollkommen ist. Dies habe ich in bildhafter Rede zu euch gesagt; es kommt aber die Stunde, in der ich nicht mehr in Bildern, sondern offen vom Vater reden werde. An jenem Tag werdet ihr in meinem Namen bitten, und ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde; denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich liebt und weil ihr geglaubt habt, daß ich von Gott gekommen bin. Vom Vater bin ich ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.

Da sagten seine Jünger: Jetzt redest du offen und sprichst nicht mehr verhüllt. Jetzt wissen wir, daß du alles weißt, und daß niemand dich zu fragen braucht; darum glauben wir, daß du von Gott gekommen bist. Jesus antwortete ihnen: Jetzt glaubt ihr? Es kommt die Stunde, und sie ist schon da, in der ihr zerstreut werdet, ein jeder wird in seinen Schlupfwinkel flüchten, und mich laßt ihr allein! Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Dies habe ich zu euch gesagt, damit ihr in mir den Frieden habt. In der Welt habt ihr Drangsal; doch faßt Vertrauen: Ich habe die Welt überwunden.

Johannes 16,23–33

Ein Herz und eine Seele

Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von seiner Habe sein eigen; vielmehr hatten sie alles gemeinsam. Mit großer Kraft legten die

Apostel Zeugnis ab von der Auferstehung des Herrn Jesus, und reiche Gnade ruhte auf ihnen allen. Es gab auch keinen unter ihnen, der Not litt. Denn alle, die Grundstücke und Häuser besaßen, verkauften ihren Besitz, brachten den Erlös und legten ihn den Aposteln zu Füßen. Jedem wurde davon zugeteilt, was er brauchte.

Apostelgeschichte 4,32–35

Die Friedensordnung

Wir wollen uns nicht gegenseitig richten. Achtet aber darauf, dem Bruder keinen Anstoß zu geben und ihn nicht zu Fall zu bringen. Auf Jesus, unsern Herrn, gründet sich meine feste Überzeugung, daß an sich nichts unrein ist; unrein ist es nur für den, der es als unrein betrachtet. Wenn du nun durch das, was du ißt, deinen Bruder betrübst und verwirrst, dann lebst du nicht mehr nach dem Gebot der Liebe. Richte durch deine Speise nicht den zugrunde, für den Christus gestorben ist! Euer wahres Gut darf doch nicht der Lästerung preisgegeben werden; denn das Gottesreich besteht nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist.

Römer 14,13–17

Der Friedenswunsch

Im übrigen, meine Brüder, freut euch, laßt euch erneuern und vollenden, laßt euch ermahnen: seid eines Sinns und lebt in Frieden! Dann wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein. Grüßt einander mit heiligem Kuß! Es grüßen

euch alle Heiligen. Die Gnade des Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

2. Korinther 13,11 ff.

Die Frucht des Geistes

Die Werke des Fleisches sind klar erkennbar: Unzucht, Unsittlichkeit, ausschweifendes Leben, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Jähzorn, Eigennutz, Zwistigkeit, Spaltung, Neid und Mißgunst, Saufen und Fressen und Ähnliches mehr. Ich wiederhole nochmals, was ich schon früher gesagt habe: Wer etwas Derartiges tut, wird das Reich Gottes nicht erben. Die Frucht des Geistes aber ist: Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung; dem allem widerspricht das Gesetz nicht. Alle aber, die zu Christus Jesus gehören, haben das Fleisch und damit ihre Leidenschaften und Begierden gekreuzigt. Wenn wir durch den Geist leben, wollen wir auch dem Geist folgen. Nicht ruhsüchtig wollen wir sein, uns nicht zum Streit herausfordern und einander nicht beneiden!

Galater 5,19–26

Die Sinnmitte

Einst wart ihr von Christus getrennt, der Gemeinde Israels entfremdet und vom Bund der Verheißung ausgeschlossen: ohne Hoffnung und ohne Gott in dieser Welt. Jetzt aber, in Christus Jesus, seid ihr, die ihr einst fernstandet, nahegebracht worden

durch sein Blut. Er ist unser Friede, der die beiden vereinte und durch sein Sterben die Trennwand der Feindschaft niederriß. Er hob das Gesetz mit seinen Geboten und Satzungen auf, um die beiden in seiner Person zu dem einen neuen Menschen zu machen, um Frieden zu stiften und die beiden durch das Kreuz mit Gott zu versöhnen in einem einzigen Leib. Er hat in seiner Person die Feindschaft getötet. Er kam und verkündete den Frieden: euch den Fernen, und uns, den Nahen. Durch ihn haben wir beide in dem einen Geist Zutritt zum Vater. Ihr seid also nicht mehr Fremde ohne Bürgerrecht, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes. Auf dem Fundament der Apostel und Propheten seid ihr auf erbaut, während Christus Jesus selbst der Schlußstein ist. Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten; durch ihn wächst er empor zu einem Tempel heilig im Herrn; durch ihn werdet ihr im Geist zu einer Gotteswohnung miterbaut.

Epheser 2,11–22

Die Jakobuskorrektur

Wer von euch ist weise und verständig? Der soll in weiser Bescheidenheit die Taten eines rechtschaffenen Lebens vorweisen! Wenn euer Herz aber voll Ehrgeiz und bitterer Eifersucht ist, dann prahlt doch nicht und verfälscht nicht die Wahrheit! Das ist nicht die Weisheit, die von oben kommt, sondern eine irdische, selbstsüchtige, teuflische Weisheit. Denn wo Eifersucht und Ehrgeiz herrschen, da gibt es Unordnung und jede Art von Bosheit. Doch die Weisheit von oben ist vor allem lauter, friedlich, freundlich, gelehrig, voll Erbarmen und reich an guten Früchten, weder partiisch noch heuchlerisch. Die Frucht der Gerech-

tigkeit aber wird im Frieden gesät für jene, die Frieden halten.

Jakobus 3,13–18

Vom Frieden beherrscht

Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen. Darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde und Geduld. Ertragt und vergebt einander, wenn einer dem andern etwas vorzuwerfen hat. Wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr! Vor allem liebt einander; denn die Liebe ist das Band der Vollkommenheit. In eurem Herzen herrsche der Friede Christi; denn dazu seid ihr berufen in dem einen Leib. Seid dankbar! Das Wort Christi wohne in seiner ganzen Fülle unter euch! Belehrt und ermahnt einander in aller Weisheit! Singt Gott in eurem Herzen Psalmen, Hymnen und Lieder, wie der Geist sie eingibt! Und alles, was ihr tut in Wort und Werk, geschehe im Namen des Herrn Jesus; durch ihn dankt Gott, dem Vater!

Kolosser 3,12–17

Im Frieden bewahrt

Freut euch im Herzen zu jeder Zeit! Noch einmal sage ich: Freut euch! Eure Güte werde allen Menschen bekannt; denn der Herr ist nahe! Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott! Und der Friede Gottes, der alles Begreifen übersteigt, bewahre eure Herzen und Gedanken in Christus Jesus. Vor allem, Brüder: Was immer wahrhaft, edel, recht, was lauter,

liebenswert, wohlgefällig, was tugendhaft und lobenswert ist, darauf seid bedacht! Was ihr gelernt und übernommen, gehört und an mir gesehen habt, das tut! Und der Gott des Friedens wird mit euch sein.

Philipper 4,4–9

Die Friedensrüstung

Vor allem: Werdet stark durch die Kraft und Macht des Herrn! Zieht die Rüstung Gottes an, damit ihr den Angriffen des Teufels widerstehen könnt. Denn wir haben nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen Fürsten und Gewalten, gegen die Beherrscher dieser finsternen Weltzeit, gegen die bösen Geister des oberen Bereichs. Darum legt die Rüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils standhalten, ausharren und bestehen könnt! Tretet also an, eure Lenden umgürtet mit der Wahrheit, bekleidet mit dem Panzer der Gerechtigkeit, die Füße beschuht mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens. Zu allem ergreift den Schild des Glaubens, mit dem ihr alle feurigen Geschosse des Bösen auslöschen könnt. Nehmt auch den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das Wort Gottes. Mit vielen Bitten und Gebeten fleht allzeit im Geist. Und seid dabei wachsam in der beharrlichen Fürbitte für alle Heiligen!

Epheser 6,11–18

Das Erfüllungsziel

Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen. Sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat. Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er selbst, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen. Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Plage. Denn was früher war, ist vergangen. Und der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu!

Offenbarung 21,2–5

AKTUELLE ASPEKTE

ORIENTIERUNG IM SPANNUNGSFELD DER GEGENWART

Im Matthäusevangelium beantwortet Jesus die Aufforderung, ein Wunderzeichen am Himmel zu wirken, mit dem Vorwurf: „Am Abend sagt ihr: das Wetter wird schön; denn wir haben Abendrot. Und am Morgen: heute gibt es Regengewetter; denn der Himmel ist grau und trüb. Das Aussehen des Himmels könnt ihr also richtig deuten. Warum nicht auch die Zeichen der Zeit?“ (Mt 16,2 f.).

Was die Gegner hätten begreifen müssen, war das mit ihm selbst gegebene Zeichen der Zeit, und das Feuer, das er mit seiner Botschaft vom Gottesreich auf die Erde warf (Lk 12,49). Mit ihr hatte er ein Samenkorn in den Acker der Geschichte gesät, das sich zu einem riesigen Baum entwickeln (Lk 13,18 f.) und eine Handvoll Sauerteig in das Mehl des Daseins gemischt, das den ganzen Teig durchsäuern sollte (13,20 f.). Freilich wußte er auch: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es für sich allein, wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24).

Dem Gottesreich gehört somit die Zukunft, aber nur um den Preis seines scheinbaren Sterbens, mit Paulus gesprochen, um den Preis der kämpferischen Unterwerfung der gegnerischen Ideologien (2 Kor 10,4 f.) und Gewalten (1 Kor 15,28).

Die Modelle

Der Gedanke Jesu fiel, um im Bild zu bleiben, auf fruchtbaren Boden; als er aber nach einem Jahrtausend aufging, zeigte sich das von Jesus vorausgesehene Sterben darin, daß er

sich zu unterschiedlichen und sich zusehends widersprechenden Modellen entwickelte. Gemeinsam blieb ihnen die Idee vom ideellen, kulturellen und politischen Fortschritt im Geschichtsgang der Menschheit, durch den sie sich nachdrücklich von dem zyklischen Geschichtsbild der Antike und zumal von Nietzsches Verkündigung der ewigen Wiederkehr des Gleichen unterschieden.

Den faszinierenden Auftakt nach tausendjähriger Inkubationszeit macht der kalabrische Abt Joachim von Fiore mit seiner trinitarischen Geschichtsschau, in der er drei Zeitalter unterschied: das Reich des Vaters als die Zeit der Knechtschaft, des Gesetzes und der Furcht, das Reich des Sohnes als die Zeit der Gnade, der Pietät und des Glaubens, und das mit Franz von Assisi angebrochene Reich des Geistes als die Zeit der Erfüllung, der Freiheit und der Liebe. Während das erste Zeitalter – das Reich des Kindes – in Sternenlicht steht, leuchtet im zweiten – dem Reich der Jünglinge – die Morgenröte, während im dritten – dem Reich der Greise – die volle Tageshelle erstrahlt. Dort, in der Frühzeit des Vaters, entstehen Nesseln, darauf, im Reich des Sohnes, blühen Rosen und wachsen die Ähren, während die Endzeit des Geistes Lilien, Weizen und Öl hervorbringt.

Unter dem Eindruck der von ihm als prägendes Zeitzeichen begriffenen französischen Revolution setzte Hegel dem ein betont säkularistisches Modell entgegen, das in der Weltgeschichte das sich fortwährend ereignende Weltgericht erblickte, den Gang der Zeiten jedoch, auch wenn er die Menschheit immer wieder auf die „Schlachtbank“ führte, als unaufhaltsamen Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit deutete. Daran gemessen war – und darin wird die Anknüpfung an das joachitische Modell ersichtlich – die Zeit der Orientalen das Kindesalter der Menschheit, Griechenland und Rom ihr

Jünglings- und Mannesalter, während die Welt mit dem Christentum in ihr Greisenalter eintrat.

Auch das atheistische Modell, das Marx dem Hegelschen Modell entgensetzte, ist noch immer dem Ansatz Joachims verhaftet, den er in sein extremes Gegenteil pervertiert. An die Stelle der Erwartung, daß aus der neuen, dem Reich Gottes angenäherten Welt ein neuer Mensch hervorgehen werde, tritt das Ziel, durch die Umschaffung des durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse sich selbst entfremdeten Menschen eine neue Welt zu schaffen. An die Stelle des dritten Reiches des Geistes tritt die durch die Diktatur des Proletariats entstehende klassenlose Gesellschaft. Und an die Stelle des noch Hegel beseelenden Vertrauens auf die Wirkkraft des von der göttlichen Vorsehung gelenkten Geistes eine radikale und zugleich revolutionäre Religionskritik. Denn Religion ist die „illusionäre Sonne“, die sich solange um den dadurch getäuschten Menschen dreht, „solange er sich nicht um sich selber bewegt“. Damit plädiert Marx erneut für eine „kopernikanische Wende“, vergleichbar der, zu welcher Kant aufgerufen hatte, als er unter Hinweis auf die revolutionäre Tat des Kopernikus vorschlug, die Erkenntnis nicht mehr wie bisher nach den Gegenständen, sondern diese nach der Erkenntnis auszurichten. Dieses Ziel war für Marx mit Feuerbachs Zurückführung der Theologie auf Anthropologie nur zur kleineren Hälfte erreicht; denn es kommt für ihn, wie er in seiner Schlußthese über Feuerbach formuliert, vor allem darauf an, die bisher nur unterschiedlich interpretierte Welt zu verändern und sie aus einer von der Religion beherrschten Welt in eine allein auf sich selbst begründete zu verwandeln.

Der Antrieb

Trotz dieser gravierenden Unterschiede sind die Schöpfer dieser Modelle in der Frage des Antriebs einig, auch wenn bei Marx – wie bei dem „Faust“ der Übersetzungsszene – an die Stelle der Vorsehung die revolutionäre „Tat“ des zur Weltveränderung entschlossenen Menschen tritt. Was den Gang der Dinge vorantreibt, ist ihrer einhelligen Überzeugung zufolge der Fortschrittsgedanke, der nach der Meinung seines Theoretikers Löwith insofern zweideutig ist, als er seinem Ursprung nach christlich, seiner Tendenz nach aber antichristlich ist. Christlich, sofern er der „großen Revolte“ des Christentums gegen das Heidentum entsprang, das an die Stelle des blind waltenden Fatums die Vorsehung setzte. Antichristlich, sofern die Aufklärung eine „Defatalisation der Vorsehung“ (Proudhon) betrieb, durch die die „universale“, in der Geschichte wirkende Vernunft an die Stelle der Vorsehung trat. Der Analyse Löwiths zufolge ist der Fortschritt somit eine von ihrem endzeitlichen Erfüllungsziel (vgl. Röm 8,18–25) abgekoppelte und auf innerweltlich Machbares zurückgenommene Hoffnung. Denn im selben Maß, wie diese ihre ursprüngliche Identität verlor und als „Fortschritt“ zu einer säkularen Triebkraft wurde, hoffte man nicht mehr auf eine jenseitige Seligkeit, sondern auf die irdische Wohlfahrt möglichst vieler, wie es der von Max Weber proklamierten „Entzauberung der Welt“ entsprach. Indessen brachte es die Eigengesetzlichkeit der in Gang gesetzten Energien mit sich, daß sich Mittel und Zweck verkehrten und der als Mittel zur Steigerung der Produktion und Verbesserung der sozialen Verhältnisse erstrebte Fortschritt zum Selbstzweck entartete, so daß an die Stelle der „Defatalisierung der Vorsehung“ eine „Refatalisierung des Fort-

schritts“ trat, und dies mit der Folge, daß die anfängliche Euphorie in ihr Gegenteil umschlug und der Fortschritt, wie Löwith als einer der ersten sah und sagte, als „Verhängnis“ empfunden wurde. Was das politisch bedeutete, wurde der Welt auf entsetzliche Weise vor Augen geführt, als der Kommunismus in unverkennbarer Anspielung auf das biblische Modell vom „Sowjetparadies“, und der Nationalsozialismus in frivoler Anspielung auf Joachim von einem „Dritten Reich“ sprachen.

Der Umbruch

Indessen blieb die Entwicklung nicht stehen; vielmehr trieb sie in negativer wie in positiver Hinsicht in ihre Selbstaufhebung hinein. Faust behielt insofern Recht, als das von ihm verachtete „Wort“ tatsächlich zur „Tat“ des von Goethe prognostizierten „Maschinenwesens“ wurde und der Geist auf bestürzende Weise in die Technik abwanderte. Seine Krise zeigte sich, unübersehbar, im Niedergang der Künste nach dem Zweiten Weltkrieg und in der beunruhigenden Tatsache, daß Philosophie und Theologie ihren Kontakt mit dem Zeitgeschehen verloren, während sich gleichzeitig die Technik verzweigte und in Gestalt der emporschießenden Hochtechnik das Grundproblem der Metaphysik, nämlich die Verhältnisbestimmung von Möglichkeit und Wirklichkeit, mit denkbar weitreichenden Folgen an sich riß. Auf eine nur von wenigen geahnte Weise begann der zur Technik gewordene Geist, mit dem dafür signifikanten Psalmwort (Ps 104,30) gesprochen, das Antlitz der Erde zu verwandeln und die Signatur der Zeit zu bestimmen. Die Erde gewann ein zunehmend anthropomorphes Gesicht, so daß der

Mensch, wie Heisenberg formulierte, zum ersten Mal im Lauf der Geschichte nicht mehr der Natur, sondern „nur noch sich selbst gegenübersteht“.

Unter den Wenigen nimmt Freud insofern eine Vorzugstellung ein, als er schon in seinem Essay über „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930), und dies auf denkbar schmalere empirische Basis, die einsetzende Entwicklung erkannte und bis in ihre quasitheologischen Konsequenzen verfolgte. In ihrer fortentwickelten Hochform, so seine Analyse, verschreibt sich die Technik nicht mehr dem traditionellen Ziel der Daseins-erleichterung, vielmehr geht sie darauf aus, uralte Menschheitsträume zu verwirklichen und deren Wunschziele in die Verfügungsmacht des Menschen zu bringen. Im Blick auf den heutigen Entwicklungsstand gesprochen, erscheint in dieser Sicht die Nutzung der Atomkraft als der geglückte Raub des im Prometheus-Mythos angezielten „himmlischen Feuers“, die Mondlandung (1969) als die gelungene Sternenreise, die Entwicklung des Kunstherzens als die Realisierung des Märchentraums vom „kalten Herzen“ (Hauff), und die bereits absehbar gewordene Klonierung des Menschen als die Verwirklichung des „homunculus“ (Goethe).

Freud erkannte gleichfalls, daß damit eine Verwandlung der *conditio humana* einherging. Denn in diesen Durchbrüchen greife der Mensch nach den – durch den von Nietzsche proklamierten „Tod Gottes“ freigesetzten – göttlichen Atributen. Wiederum im Blick auf den gegenwärtigen Entwicklungsstand gesprochen: in der Raumfahrt nach einem Anteil an göttlicher Allgegenwart, in der Nachrichtentechnik nach einem Anteil an göttlicher Allwissenheit, in der Evolutionstechnik nach einem Anteil an göttlichem Schöpfertum, und in der Nukleartechnik nach gottähnlicher Schicksalsmacht. So lerne der von Robert Musil in seinem

Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ als Möglichkeitswesen beschriebene Mensch, seine noch ungehobenen Möglichkeiten ans Licht zu bringen. Mit Hilfe der usurpierten Attribute wachse er über sich hinaus, auch wenn er es dabei bisher nur zur skurrilen Figur eines „Prothesengottes“ gebracht habe.

Mit dem Menschen wandeln sich aber auch Welt und Zeit. Mit der *conditio humana* ändert sich die *conditio mundana* und in beiden die Zeit, die als die Zeit der sich Zug um Zug realisierenden Utopien bestimmt werden muß. Zur Vollständigkeit dieser Bestimmung gehört aber auch die Berücksichtigung der eklatanten Rückschlägigkeit, die mit der beschriebenen Entwicklung einhergeht. Wie ein drohendes Menetekel zeigte sie sich bereits beim ersten Einsatz der Atomenergie in Gestalt der beiden Atombombenabwürfe auf japanische Städte (1945) mit ihren verheerenden Folgen. Indessen schlug aber auch der terroristische Angriff auf Manhattan (11. September 2001) in dieselbe Kerbe. In beiden Fällen zeigte die utopische Zeit ihr verhängnisvolles Gesicht, so daß sie doppelsinnig als die utopisch-rückschlägige Epoche der Menschheitsgeschichte bestimmt werden muß.

Der Augenblick

„O Gott! – welch ein Augenblick!“, ruft Leonore, als sie in Beethovens „Fidelio“ dem geretteten Florestan die Fesseln abnimmt. Unwillkürlich parodiert sie damit den „Augenblick“, in dem der Tyrann das Vorgefühl der geplanten „Rache“ auskostet. Gerettet aber wurden die Wiedervereinten durch die in Form des Trompetensignals „in die Gräber“ dringende Stimme (Joh 5,28), die den schon dem Tod

Verfallenen das Leben verheißt. Für die Weltgeschichte eignete sich dieser Augenblick einer realisierten Utopie im Herbst 1989, als mit dem Fall des Eisernen Vorhangs für Millionen die Stunde der Freiheit schlug, und den Deutschen in der Folge das Himmels Geschenk der Wiedervereinigung in den Schoß fiel. Von einer realisierten Utopie muß aus zwei Gründen gesprochen werden. Einmal, weil die darauf hinwirkenden Faktoren in keinem Verhältnis zu der in ihren Spätfolgen noch immer nicht abzusehenden Wirkung stehen, und weil sich dieser welthistorische Umbruch unblutig vollzog und daher als „sanfte Revolution“ in die Geschichte der Menschheit einging. Sodann, weil sich daraus die Hoffnung auf die Realisierung der größten aller Menschheitsutopien entwickelte, des Traums vom ewigen Frieden.

Denn die Logik des Geschehens veranlaßte die jahrhundertlang in blutige Raub- und Zerstörungskriege verstrickten Völker des Kontinents zu dem Entschluß, gegen den Sog ihrer Vergangenheit das gemeinsame Haus Europa zu errichten und damit über den Gräbern von Millionen von Erschossenen, Zerrissenen, Erstickenen und Verhungerten eine Zitadelle des Friedens entstehen zu lassen, die sich mit der Hoffnung verband, daß ihr Beispiel Schule machen und auf die friedliche Beilegung der Konflikte in aller Welt hinwirken werde. Die Woge dieses Hoffens brach sich dann aber an der Rückschlägigkeit der Epoche, als der terroristische Anschlag vom 11. September 2001 mit der Gewalt einer negativen Utopie die Welt mit einem ungeahnten Gefahrenpotential konfrontierte. Die amerikanische Fehlreaktion in Gestalt des Afghanistankriegs brachte zwar die Beseitigung des barbarischen Talibanregimes; doch erlitt die Hoffnung auf ein friedliches drittes Jahrtausend und damit die Sache des Friedens einen Rückschlag von noch unabsehbaren Folgen. So wäre

aller Grund für eine pessimistische, zumindest aber resignative Zeitdiagnose gegeben, wenn nicht die Stimme der Religion ein gewichtiges Wort mitzusprechen hätte.

Das Gegenmodell

Um dieses hörbar zu machen, muß dem „systematischen“ Modell Joachims ein „biographisches“ gegenübergestellt werden. Es hat seine Wurzeln in der stadienhaften Entfaltung des paulinischen Einwohnungsgedankens in der griechischen und lateinischen Patristik, die zu zwei konkurrierenden Vorstellungen führte: zum Gedanken der mystischen Wiederholung der Jesusvita im Herzen des Glaubenden und, in geschichtstheologischer Extrapolation, zu der des lebensgeschichtlichen Fortlebens Christi im Gang der Zeiten. Schon die Paulusschule weiß darum, daß sich die Passion Christi in der Geschichte fortsetzt (Kol 1,24). Für Pascal durchzieht das Leiden Jesu die Weltgeschichte von ihrem Anfang bis zum Ende: „Bis ans Ende der Welt dauert die Agonie Jesu; so lange darf man nicht schlafen“, heißt es in seiner Meditation über das „Mysterium Jesu Christi“. Von derselben Vorstellung ergriffen, verfolgt Bossuet den Gedanken bis in die Nacht von Golgota hinein, in der Jesus Christus stirbt, ohne Dankbarkeit bei denen zu finden, die er zu Dank verpflichtet hatte, ohne Treue bei seinen Freunden, ohne Gerechtigkeit bei seinen Richtern. Und er stirbt, „verlassen von Gott und den Menschen“. Deshalb ist das einzige Zeichen der Auserwählung, das den Nachfolgern Christi gegeben ist, das Kreuz, so daß der Versuch, einen Sinn in der politischen Weltgeschichte ausfindig zu machen, wie ein Sturz in den Abgrund der Sinnlosigkeit wirkt. Auch für John Henry

Newman liegt die Sache Christi „wie im Todeskampf“, obwohl für ihn das Kommen Christi nie deutlicher und seine Nähe nie spürbarer waren „als jetzt“. Es war Gertrud von Le Fort vorbehalten, diesen Ansatz zu seiner Vollgestalt zu entfalten; sie hat ihn bis zu seinem Aufgang in der Menschwerdung, seiner Peripetie in der Auferstehung und seinem Erfüllungsziel in der Wiederkunft verfolgt. Ihrem mystischen Geschichtsverständnis zufolge gibt es Epochen, die im Frühlicht der Menschwerdung, im Dunkel von Getsemani und in der Nacht von Golgota stehen, während sich in anderen der Morgen der Auferstehung und der Feuerhimmel des Endgerichts ankündigen. Aber führt der Versuch, diese dichterisch-visionäre Sicht denkerisch nachzuvollziehen, nicht neuerdings in das Dunkel der Sinnlosigkeit?

Gegen diese naheliegende Vermutung spricht die Tatsache, daß zwei Werke der Dichterin, nämlich die von Francis Poulenc zu einer Oper umgestaltete Novelle „Die Letzte am Schafott“ und die Erzählung „Die Abberufung der Jungfrau von Barby“, in existentieller Betroffenheit durch das Zeitgeschehen entstanden. Die Revolutionsnovelle schrieb sie im Vorgefühl der „Todesangst einer ganzen zu Ende gehenden Epoche“, die sich unter der nationalsozialistischen und sowjetischen Gewaltherrschaft als das „Zeitalter der Angst“ (Wystan Hugh Auden) erweisen sollte und für die Dichterin auf eine spirituelle Deutung drängte. Die Schilderung der vom reformatorischen Bildersturm in tödliche Mitleidenschaft gezogenen Mystikerin von Barby erfolgte unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Invektiven gegen die systemfremde Literatur und Kunst. Auf dieser Erzählung liegt insofern ein besonderer Akzent, als sie sich von ihrem Ansatz her mit dem Verlust der Attribute berührt, die das traditionelle Gottesbild, wie Hans Jonas mit eindringlicher Stimme

betonte, durch das Schweigen Gottes zu Auschwitz erfuhr, vor allem aber dadurch, daß sie mit ihrer Zentralausgabe bereits die christliche Antwort darauf vorwegnimmt. Sie ergibt sich daraus, daß Jesus in seiner scheinbar unerhört geliebten Kreuzesnot denselben Verlust des durch Allmacht und Barmherzigkeit bestimmten Gottesbildes erlitt und dadurch die Leidensgemeinschaft mit allen gewaltsam zum Schweigen Gebrachten (Horkheimer) einging. In der Erzählung geht die ihres Gottesbildes beraubte Mystikerin denselben Weg in den Abgrund der Gottverlassenheit, doch so, daß sie sterbend selbst zu deren leibhafter Verkörperung wird. Nur tangential berührt sie damit den Kern der christlichen Antwort: die Auferstehung. Um so mehr berührt sie damit die Krise, die der Auferstehungsglaube im Schwerefeld der Aufklärung erlitt. Zwar lebt er formal noch fort; doch fehlt ihm die von der Aufklärung in Abrede gestellte Denkbarkeit. Denn seine Voraussetzung, ein göttlicher Eingriff ins Weltgeschehen, ist nach David Friedrich Strauß durch das nur mit der Interaktion endlicher Faktoren rechnende Geschichtsbild der Neuzeit ausgeschlossen.

Einem alten Grundsatz – *ab esse ad posse valet illatio* – zufolge wird aber der Horizont des Möglichen durch zunächst unmöglich erscheinende Faktoren aufgesprengt. Demzufolge wäre das Straußsche Verdikt widerlegt, wenn sich ein göttlicher Eingriff in die Geschichte nachweisen ließe. Nach jüdischem Glauben ereignete sich dies beim Auszug aus Ägypten. Nach christlichem Verständnis gilt dasselbe von der Auferstehung Jesu. Wie aber verhält sich dies mit der Neuzeit, in der es, so Lessing, „keine Wunder mehr gibt“? Gegen die zu erwartende Fehlannonce erhob die Geschichte mit der ihr eigenen unwiderleglichen Beweiskraft Einspruch, als sich im freiheitlichen Aufbruch von 1989 und

der deutschen Wiedervereinigung das ereignete, was angesichts der bestehenden Kräfteverhältnisse, der politischen Tendenzen und der allgemeinen Einschätzung unmöglich erschien: der Fall des Eisernen Vorhangs, die Selbstauflösung des Warschauer Paktes und die Wiedervereinigung des durch seine Hauptschuld an Krieg und Völkermord belasteten Deutschlands, und als diese, in ihren Folgen noch immer nicht abzuschätzende Zäsur in der europäischen Geschichte, ohne Blutvergießen und damit als „sanfte Revolution“ zustandekam.

Da die darauf hinwirkenden Faktoren, angefangen von den Friedensgebeten und Freiheitsdemonstrationen bis hin zu dem eminenten Beitrag, den Kohl, Gorbatschow und Bush zum Zustandekommen der Wende leisteten, nicht von ferne hinreichen, die Tiefen- und Fernwirkung des Umbruchs zu erklären, bleibt nur ein Erklärungsverzicht oder die Annahme der Einwirkung einer transzendenten Geschichtsmacht, also eines „göttlichen Eingriffs“. Doch zeigt der Rückblick auf das Ereignis der Auferstehung, daß dieser gerade nicht faktizistisch gedacht werden darf, da er dann den innerweltlichen Faktoren gleichgestellt und damit widersinnig aufgefaßt würde. Vielmehr zeigt das Paradigma der Auferstehung, daß der Gekreuzigte dadurch dem Tod entrissen wurde, daß ihn – der scheinbar schweigende – Gott in ein genealogisches Verhältnis zu sich aufnahm, so daß Paulus die Auferstehung Jesu mit seiner Einsetzung in die Gottessohnschaft gleichsetzen konnte (Röm 1,3). Denn Gott verhält sich zur Geschichte, anders als zur Welt, nicht schöpferisch, sondern väterlich-zeugend; er ist, mit Martin Deutinger gesprochen, nicht ihr *Creator*, sondern ihr *Genitor*. Das ist, theologisch gesehen, in der Redewendung von der „sanften Revolution“ schon immer mitgesagt.

Das Verstummen

Mitgesagt, aber von denen nicht zur Sprache gebracht, die zur Beachtung der „Zeichen der Zeit“ aufgerufen und zu deren Deutung berufen sind. Denn die damit angesprochenen Philosophen, die durch den freiheitlichen Aufbruch zu einer Neubesinnung auf das „Wesen der Freiheit“ (Schelling) aufgefordert waren, verfielen ebenso wie die Theologen in ein betretenes Schweigen. Doch in deren Fall war die Sprachlosigkeit noch ungleich gravierender, da das Zeitgeschehen die Denkbare der Auferstehung Jesu gegen das Verdikt der Aufklärung erwies und damit die Grundlage für die Erneuerung des an den Rand des Glaubensbewußtseins gedrängten Osterglaubens geschaffen hatte. Daher hätte die Theologie auf den Aufbruch nicht sinnvoller als mit dem konzentrierten Versuch antworten können, die Auferstehung Jesu wieder als die leuchtende Mitte des Christenglaubens herauszustellen und von ihr her die gesamte Glaubenswelt neu zu erschließen. Statt dessen verfiel sie einer Krise, die sich, ebenso drastisch wie signifikant, in der Tatsache äußert, daß sie sich der „Dunkelseite“ Gottes zuwendet und auf seinen „Zorn“ als das angeblich zeitgemäße Attribut abhebt. Ebenso scheint das große Zeitzeichen der Kunst die Sprache verschlagen zu haben. Symptomatisch ist dafür die Tatsache, daß der Fall der Berliner Mauer mit Beethovens Neunter Symphonie gefeiert wurde, deren Schlußchor von Leonhard Bernstein instinktsicher in „Freiheit, schöner Götterfunken“ und damit in die von Schiller vorgesehene Urfassung zurückübersetzt wurde. So verständlich das als Reaktion des Augenblicks auch immer war, so unbegreiflich ist es, daß es dabei, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bis zur Stunde blieb.

Wenn es aber nach Horkheimer die vorzüglichste Aufgabe der Philosophie ist, den durch die terroristische Gewalt zum Schweigen gebrachten Opfern eine Stimme zu verleihen, dann ist es zweifellos auch die vordringlichste Aufgabe der Theologie, ihren Anachronismus zu überwinden und sich, wie es ihr durch das eingangs intonierte Herrenwort (Mt 16,2 f.) aufgegeben ist, in ein synchrones Verhältnis mit dem Zeitgeschehen zu versetzen, und das, was ihr mit der wieder denkbar gewordenen Auferstehung Jesu nahegelegt wurde, mit allen Mitteln der Interpretation und Artikulation zur Sprache zu bringen. Da aber die theologische Reflexion nichts ans Licht zu heben vermag, was nicht von der ganzen Glaubensgemeinschaft getragen wird, ist damit eine Interaktion angesagt, bei der die Glaubenden das ihnen von der Theologie Zugesprochene aufgreifen müßten, um es, bestätigt und befeuert durch ihre Rezeption, als Impuls an die Theologie zurückzugeben. Damit käme jenes Hineinwachsen in das Vollalter Christi in Gang, das der Epheserbrief als letztes Ziel aller christlicher und kirchlicher Kooperation begreift (Eph 4,13). Und damit wäre ein entscheidender Schritt zu jener Inversion getan, in der sich der Geglaupte in das Glaubensgeschehen einmischt und im selben Maß, wie die Glaubenden in ihm zu sich selbst finden, in ihnen zu sich selbst erwacht. So entsteht dann aber das neue, von der Interaktion von Haupt und Gliedern getragene Glaubensbewußtsein, dem die Zukunft des Christentums gehört, weil es allen Orientierung bietet, gerade auch unter den Bedingungen dieser utopisch-dekadenten Zeit.

Der Sinn der Stunde

Im Rückblick auf den durchschnittlichen Denkweg stellt sich nun aber nochmals – und jetzt unabweislich – die Frage nach der zu treffenden Zeitdeutung und dem Sinn der gegenwärtigen Stunde. Da die mystische Deutung eher die Glaubens- als die Zeitgeschichte betrifft und die marxistische durch den freiheitlichen Aufbruch widerlegt wurde, muß die Antwort im kritischen Rückbezug auf Hegel gesucht werden. Während er seine Zeitdeutung unter dem Eindruck der französischen Revolution entwickelte und die Zeitgeschichte als das sich innerweltlich ereignende Weltgericht begriff, das der Menschheit zu einem progressiven Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit verhalf, muß sich die gesuchte Deutung auf die große Emanzipation in Gestalt des freiheitlichen Aufbruchs von 1989 beziehen. Anstatt mit Joachim vom einem neuen Zeitalter des Geistes zu reden, oder mit Lessing vom Anbruch der Stunde des „ewigen Evangeliums“ zu träumen, wird man mit dem christlichen Evangelium von einer progressiven Annäherung an das von Jesus verkündete Gottesreich und, im Blick auf das in diesem waltende Prinzip der Liebe, den Sinn der geschichtlichen Stunde in einem Fortschritt im Bewußtsein der Toleranz und des Friedens erblicken dürfen. Denn es ist an der Zeit, daß sich die große Wende wiederholt, mit der die Geschichte des Christentums ihren Anfang nahm, und die darin bestand, daß es den die Antike durchwaltenden Haß durch den Geist der Barmherzigkeit überwand und dem in ihr herrschenden Fatalismus die Kraft der Hoffnung entgegensetzte. Denn so viel an einer Neuentdeckung der Freiheit gelegen ist; wichtiger noch ist die Bewahrung der Gegenwart vor dem Absturz in Gewalt und Haß durch Initiativen zu einer Kultur der Solidarität, der Liebe und des Friedens.

FRIEDE HIER UND HEUTE

Die Zeit der verwirklichten Utopien

Was die Welt am 11. September 2001 erlebte, war das Paradigma einer negativen Utopie, verstanden als der Eintritt dessen, was nach aller Einschätzung ebenso unausdenklich wie unmöglich war: ein vernichtender Stoß ins Symbol- und Verteidigungszentrum der als unangreifbar geltenden Weltmacht Amerika. Von dieser dunklen Folie hebt sich der Grundzug der Epoche ab, die als die Zeit der sich Zug um Zug realisierenden Utopien in die Geschichte der Menschheit eingehen wird. Was sie seit Jahrtausenden am Himmel ihrer Mythen und Träume suchte, fiel – so deutete es schon Sigmund Freud – Mal um Mal in Menschenhand.

Im Flucht- und Brennpunkt dieser Entwicklung steht der Mensch, der über sich hinauswächst und göttliche Attribute an sich reißt: in der Raumfahrt ein Stück göttlicher Allgegenwart, in der Nachrichten- und Medientechnik ein Stück göttlicher Allwissenheit, in der Gentechnik ein Stück göttlichen Schöpfertums. Anstatt sich dessen bewußt zu werden und hilfreiche Konsequenzen aus diesem Kompetenzgewinn zu ziehen, geschah, wie die Atombombenabwürfe auf japanische Städte, der durch die Raketentechnik heraufdrohende „Krieg der Sterne“ und auch die Diktatur der Medien nur zu deutlich beweisen, das Gegenteil: die Menschheit verfiel wie nie zuvor in Akte der Selbstentfremdung und Selbstzerstörung. Zweifellos hing das damit zusammen, daß die ganze Entwicklung, zumindest nach Ansicht Freuds, im Schatten einer atheistischen Vorentscheidung, des von Nietzsche proklamierten Todes Gottes, steht. Deshalb wirkt das Zeitge-

schehen mit höchster Eindringlichkeit die Frage nach einer christlichen Alternative auf. Sie wurde längst schon von dem in seinem Gedenkjahr (2001) vielfach gewürdigten Nikolaus von Kues durch seine programmatische Schrift über die Gotteskindschaft affirmativ beantwortet. Zuvor aber muß nach der Antwort auf das aktuelle, von schwerer Verunsicherung und einem weltweiten Einbruch der Lebensangst gekennzeichnete Zeitgeschehen gefragt werden.

Die Antwort gibt der vor diesem düsteren Hintergrund leuchtend hervortretende größte Menschheitstraum: die Utopie des ewigen Friedens. Wie der Regenbogen nach der Sintflut erhebt sie sich über dem Meer von Leid, in das sich die friedlose Menschheit immer wieder stürzte, um daraus, bald hoffend, bald resignierend, aufzublicken. Deshalb geht der Ruf nach Frieden durch alle großen Zeugnisse des Glaubens, der Dichtung, der Kunst und der Musik: er ertönt ebenso aus den Friedensaussagen der Bibel wie aus dem „Dona nobis pacem“, in das Bachs „Hohe Messe“, und aus der Bitte um inneren und äußeren Frieden, in die Beethovens „Missa solemnis“ ausklingen, ebenso aus den Friedensklagen der Humanisten wie aus den Friedensentwürfen der Philosophen mit Leibniz und Kant an ihrer Spitze, ebenso aus Hölderlins „Friedensfeier“, wie aus Hermann Brochs „Tod des Vergil“, wenn der sterbende Dichter auf dem Weltenschild das Bild des Friedens in Gestalt der Mutter mit dem Kind erblickt. Inzwischen wurde das Friedensthema durch das jüngste Zeitgeschehen wie kaum einmal zuvor auf die Tagesordnung des Weltgesprächs gesetzt. Das ruft die Erinnerung an die ganz im Zeichen des Friedens stehende Lebensgeschichte Jesu wach.

Das Dilemma

Im Lukasevangelium beginnt diese Lebensgeschichte, sinnbestimmend für ihren ganzen weiten Vorlauf, mit einer Friedensproklamation. „Jetzt ist Friede auf Erden“, singen die Engel bei der Geburt des Gottessohnes. Beim Einzug Jesu in Jerusalem rufen die ihn begleitenden Volksscharen jedoch: „Im Himmel ist Friede und Herrlichkeit in der Höhe“. Der Friede, der in der Weihnacht auf die Erde herabgestiegen war, hat sich aufgrund der Abkehr des Volkes von Jesus und seinem Heilsangebot wieder an den Ort seiner Herkunft zurückgezogen, um nicht zu sagen: zu einer Utopie verflüchtigt. Über die Ursache läßt das Lukasevangelium keinen Zweifel. Nach der wie eine alles vorwegnehmende Overtüre gestalteten Szene des ersten Auftritts Jesu in seiner Heimatstadt (Lk 4,16–30) steht sein Wirken anfänglich im Zeichen eines verheißungsvollen Erfolgs. Als er beim Synagogengottesdienst das Prophetenwort vom Auftrag des Messias, den Gefangenen die Freiheit, den Blinden das Licht und allen das „Gnadenjahr“ anzusagen, mit dem Wort kommentiert: „Heute ist diese Schriftstelle vor euren Ohren in Erfüllung gegangen“ (4,21), stößt er zunächst auf begeisterte Zustimmung, die jedoch rasch in ihr haßerfülltes Gegenteil umschlägt, weil seinen Zuhörern nicht entging, daß er den Zusatz „und den Tag der Rache“ (Jes 61,2) ersatzlos gestrichen und sich damit zum Weg der unbedingten Gewaltlosigkeit bekannt hatte. Im Versuch der empörten Synagogenbesucher, ihn in den Tod stürzen, zeichnet sich sein Schicksal ab: der von ihm im Widerspruch zu seinen rache- und gewaltbesessenen Zeitgenossen eingeschlagene Weg der Gewaltlosigkeit gestaltet sich für ihn zu dem am Kreuz endenden Todesweg. Und der von ihm beschworene

Friede zieht sich in das Reich der unerfüllten Wunschträume zurück.

Genauso stellt sich die Situation heute dar. Nach dem freiheitlichen Aufbruch, der das Ende des Ost-West-Konflikts besiegelte und mit dem Fall des Eisernen Vorhangs Millionen in die Freiheit entließ, schien der Weltfriede wie nie zuvor in Reichweite gekommen zu sein. Nachdem dann auch noch die europäischen Völker, die sich jahrhundertlang blutige Religions-, Raub- und Vernichtungskriege geliefert hatten, den Entschluß faßten, das gemeinsame Haus Europa zu errichten, entstand gerade im Zentrum jener Region, die Schauplatz der schlimmsten Kriege gewesen war, eine Zitadelle des Friedens, von der erwartet werden durfte, daß sie über die ganze, von Konflikten zerrissene Welt ausstrahlen werde. Durch die amerikanische Reaktion auf den terroristischen Anschlag vom 11. September erlitt diese Friedenshoffnung jedoch einen schweren Rückschlag, von dem sie sich nur unter Aufgebot der ganzen Herzens- und Geisteskraft erholen wird. Dazu gehört in erster Linie eine Besinnung auf die Frage, was denn der Friede wirklich ist.

Was ist Friede?

Auf die Beantwortung dieser Frage arbeiten drei Motive hin: ein Sinndruck, ein Faktendruck und ein Leidensdruck. Ein Sinndruck zunächst; denn nach dem Zweiten Weltkrieg setzte, wenngleich zögerlich, eine Neubesinnung auf die Friedensthematik ein, die um so dringlicher geboten war, als die Menschheit kaum einmal, die Zeit der großen Epidemien ausgenommen, so hart mit der Tatsache des massenhaften Sterbens konfrontiert war wie in dem Jahrhundert der bei-

den Weltkriege und der sich anschließenden regionalen Konflikte. Unter dem Eindruck dieser Schreckenszeit wurde dann aber auch wie nie zuvor über den Sinn des Todes, angesichts des um sich greifenden Sprachverschleißes über das Wesen der Sprache und, wie es besonders in der Konsequenz der Ereignisse lag, über den Sinn des Friedens nachgedacht. Da es die zeitgenössische Theologie weitgehend versäumte, auf dieses brennende Anliegen einzugehen, ergriff das kirchliche Lehramt entgegen seiner Gewohnheit, nur reaktiv auf Zeitfragen einzugehen, die Initiative, als der unvergessene Konzilspapst Johannes XXIII. am 11. April 1963 die von Darius Milhaud seiner Choralsinfonie zugrunde gelegte Enzyklika „Pacem in terris“ veröffentlichte. Darin erhob er sich zu dem – dann auch von Carl Friedrich von Weizsäcker aufgenommenen – Gedanken, daß unter den Bedingungen der Vernichtungspotentiale des Atomzeitalters der Krieg aufgehört hat, eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ zu sein.

Nur scheinbar wurde der Friede damit ins Reich der Utopien verwiesen. Denn im Grunde wurden alle humanitären Fortschritte noch immer auf dem Weg „wissenschaftlicher Revolutionen“, also dadurch erzielt, daß das Gegenteil als unmöglich erkannt und als unerträglich empfunden wurde. So verhielt es sich mit dem antiken Institut der Sklaverei, mit dem Gottesurteil und der Folter als Mittel der Strafjustiz und mit Exekutionen in Form von Steinigung, Kreuzigung und Verbrennung. Wenn der Islam in einzelnen Radikalformen heute zu derartigen Praktiken zurückkehrt, beweist er, daß ihm aufgrund seiner späten Entstehung die vom Christentum in den letzten Jahrhunderten durchlaufene Phase der Aufklärung und des Humanismus noch fehlt. Indessen muß sich auch die Christenheit in beträchtlichen Teilen noch

zu der Einsicht in die Unverträglichkeit der Todesstrafe mit der Menschenwürde durchringen. Denn erst dann ist die Voraussetzung für die weltweite Anerkennung des Grundgedankens der Friedenszyklika gegeben, wonach die kollektive Exekution in Form eines modernen Vernichtungskrieges unter den gegenwärtigen Bedingungen einer „negativen Utopie“ gleichkäme.

Zum Sinndruck kommt verstärkend ein Faktendruck hinzu, über den insofern kein näheres Wort zu verlieren ist, als er von allen Nachdenklichen als eine ausgesprochene PreSSION empfunden wird. Er besteht in der vielbeklagten Überrüstung der Weltmächte, die längst schon den Tatbestand des „overkills“ erfüllt und nun zusätzlich durch die vom Terrorismus ausgehende anonyme Bedrohung verschärft wird. Dazu kommt die Tatsache, daß durch die Entwicklung von Miniatur-Atomwaffen die bisher empfundene Differenz von atomaren und konventionellen Waffen auf verhängnisvolle Weise eingeebnet wurde. Das führte weithin zu dem Eindruck, daß der unsichtbare Schutzschild, der sich in Folge des freiheitlichen Aufbruchs von 1989, dem Ende des Ost-West-Konflikts und dem Zusammenschluß der europäischen Völker über große Teile der Welt gelegt hatte, zerbrochen ist, während sich gleichzeitig ein Lebensgefühl der Verunsicherung, der Angstanfälligkeit und Depressivität der Menschen bemächtigte. Dazu kommt die Beobachtung, daß die Hemmschwelle, die bei der Inszenierung eines Krieges überschritten werden muß, im Gefolge der terroristischen Attacken signifikant gesunken ist. Denn dazu führen nun nicht mehr nur Bedrohungen durch einen weltpolitischen Aggressor oder die drohende Gefährdung der nationalen Existenzgrundlagen, sondern auch Motivationen wie kollektive Angst, besonders im Verbund mit verletztem Nationalstolz und dem Verlust

der vermeintlichen Unangreifbarkeit. Insofern stellt der Faktendruck die Frage, ob dem Ensemble dieser Faktoren nicht vor allem mit einem radikalen Bewußtseinswandel begegnet werden müßte.

Das gilt auch von dem dritten Grund, dem Leidensdruck. Schon immer hatten die Kriege die Betroffenen in namenlose Schrecknisse, Entbehrungen und Leiden gestürzt, zuerst die in permanente Todesangst versetzten und dadurch menschlich angefochtenen Soldaten, sodann nicht weniger die in Mitleidenschaft gezogene Zivilbevölkerung und nicht zuletzt die geschundenen und verhungerten Tiere. Nicht minder groß sind die geistigen Schäden: die Verkehrung der Information in Propaganda, der Wahrheit in Lüge, der Moral in Rücksichtslosigkeit, der Menschlichkeit in Brutalität und Barbarei. Zwar führt der Krieg auch zu heroischen Einzelleistungen, dies jedoch nicht selten im Dienst einer verwerflichen Sache. Ziel des Leidensdrucks ist deswegen die möglichst rasche Beendigung des Krieges und die unverzügliche Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse. Doch was ist nun der Friede?

Die Inversion

Eine vorläufige Antwort auf diese immer noch offene Frage gibt das bekannte Jesajawort „Gerechtigkeit schafft Frieden“, das Pius XII., der Papst der bisher schwersten Krisenzeit, als Wappenspruch wählte und das bis zur Stunde die Friedensdiskussion beherrscht. Danach ist die Gerechtigkeit die Grundlage und Bedingung des Friedens. Übersehen wurde dabei jedoch, daß der Jakobusbrief die neutestamentliche Friedensbotschaft in den umgekehrten Satz

zusammenfaßt, indem er den Frieden zum „Boden“ der Gerechtigkeit und diese zur „Frucht“ des Friedens erklärt. Doch das leuchtet nicht weniger als der alttestamentliche Grundsatz ein. Denn der Friede braucht, um nicht zu einem amorphen Zustand zu führen, ein strukturierendes Prinzip: die Gerechtigkeit. In ihrer kommunikativen und distributiven Gestaltungskraft führt sie die benötigte Friedensordnung, den *ordo pacis*, herauf. Dadurch ist die Gefahr der Unordnung gebannt und auch angesichts sozialer und ökonomischer Differenzen für ein friedlich geordnetes Zusammenleben der Menschen gesorgt.

Indessen ist die Inversion von noch weit größerer Tragweite; denn sie ordnet den Frieden der Gruppe jener höchsten Ideen zu, die durch ihre Alternativlosigkeit ausgezeichnet sind. Das gilt in erster Linie von der Idee des – von Platon mit der Gottheit gleichgesetzten – Guten, ebenso aber auch von der des Wahren, des Schönen und der Freiheit. Daß das Gute alternativelos gedacht werden muß, erkannte schon die mittelalterliche Metaphysik, die das Böse demgemäß als ein Defizit des Guten und seiner Ermangelung bestimmte. Ebenso ist der Irrtum kein Gegensatz, sondern Abirrung von der Wahrheit, und das Häßliche, wiewohl nicht selten eine kontrastive Steigerung des Schönen, doch niemals sein Gegensatz. Gleiches gilt vom Verhältnis der Freiheit zur Knechtschaft. Denn diese bezeichnet zwar deren Verlust, nicht jedoch den Gegensatz zu ihr. Vor diesem Hintergrund wird bereits deutlich, daß der Krieg kein Gegensatz zum Frieden ist, sondern die Bezeichnung für die durch seinen Verlust eingetretenen Folgen. Wer deshalb in alteingespielter Gedankenlosigkeit, und sei es im Blick auf den Tolstoj-Titel, „Krieg und Frieden“ sagt, hat ihn bereits aufgegeben und seinem Untergang Vorschub geleistet. Denn

der Friede ist zu sehr in der Spitzengruppe der Denkmöglichkeiten angesiedelt, als daß ein Gegensatz zu ihm gedacht werden könnte. Überdies steht diese Spitzengruppe dem Gottesgedanken so nah, daß von ihr in abkünftigem Sinn wie von ihm zu sagen ist, daß über ihn hinaus nichts Größeres und erst recht nichts anderes gedacht werden kann. Deshalb muß der Friede alternativelos, in reiner Positivität gedacht werden. Wenn das geschieht, ist, spekulativ gesehen, sogar schon der erste Schritt zu einer Verwirklichung getan.

Die Nähe zum Gottesgedanken bringt es aber auch mit sich, daß es vom Frieden keine Definition gibt. Wenn ihn Augustinus nach langer Suche als „Ordnungsruhe“ beschrieb, bezeichnete er damit eher seine Folge als ihn selbst. Indessen zeigen die biblischen Friedenszeugnisse, daß der Friede dort, wo er in Erscheinung tritt, aufleuchtet. So im siebenfarbigen Rund des Regenbogens nach der Sintflut, so auf dem vom Stab des Gottesengels berührten Altar, dem Gideon den Titel „Jahwe ist Friede“ verleiht, so im messianischen Friedensreich, in welchem Wolf und Lamm zusammenwohnen und die Menschen ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Lanzen zu Winzermessern umschmieden, so in der Gestalt des göttlichen Kindes, auf dessen Schultern die Herrschaft ruht und dessen Name „Friedensfürst“ lautet, so dann neutestamentlich im Antlitz dessen, der wie kein anderer den Frieden gab, weil er der Friede in personaler Verkörperung ist.

Den Frieden aber verstand Jesus als seine Lebensaufgabe; denn er kam, um sein Volk vor der ihm durch die Agitation der Zeloten, die um jeden Preis den Freiheitskrieg gegen Rom anstrebten, drohenden Katastrophe zu bewahren. Und er tat es, indem er diesen Fanatikern den religiösen Vorwand ihres Kampfes durch die Absage an jede Gewalt und durch die Verkündigung des Gottes der bedingungslosen Liebe aus

der Hand schlug. Weil aber die Spirale der Gewalt bereits in Gang gesetzt war, wurde er abgelehnt und schließlich selbst ans Kreuz geschlagen. Wenn die Päpste des letzten Jahrhunderts mit Johannes XXIII. an ihrer Spitze mit wachsendem Nachdruck für bedingungslosen Frieden plädierten, traten sie damit in die Spur Jesu. Aber wurde diese nicht durch die Gewalt von Christen gegen Andersgläubige und Christen bis zur Unkenntlichkeit verwischt? Fiel die Christenheit in der Zeit der Religionskriege nicht verhängnisvoll hinter Jesus zurück? Wie konnte es dazu kommen?

Wege aus der Gewalt

Die scharfsinnigste Erklärung dafür gab Nietzsche mit der Feststellung, daß schon im Urchristentum das am wenigsten evangelische Gefühl der Rache „obenauf“ gekommen sei. Das bestätigt die Apokalypse, wenn die Schalen des göttlichen Zornes über die Christenverfolger ausgegossen werden. Und das bestätigte Tertullian mit seiner geradezu sadistischen Ausmalung der den Verfolgern drohenden Höllenstrafen. Unter diesem Einfluß rang sich Augustinus gegen seine ursprüngliche Überzeugung zur Befürwortung der Gewalt gegen Ketzer durch. Damit öffnete er die Tür zu dem dunkelsten, durch Inquisition, Vertreibungen und Religionskriege gekennzeichneten Kapitel der Christentumsgeschichte. Erst unter den letzten Päpsten fand sich die Kirche zu dem Eingeständnis bereit, daß davon auf exzessive Weise auch das Verhältnis zum Judentum betroffen war. Umgekehrt aber stand auch die Begegnung des Christentums mit dem Islam im Zeichen blutiger Gewalt, da der Islam seinen Siegeszug als anfängliche Schwertreligion antrat und so die in Konfessionen zerrissene

Christenheit für das schrecklich büßen ließ, was diese sich im Streit der Konfessionen angetan hatte. Das rief der im Namen des Islam verübte Anschlag vom 11. September in traumatische Erinnerung. Wenn aus der Auseinandersetzung mit ihm nicht noch Schlimmeres als das bereits Geschehene hervorgehen soll, muß das Verhältnis zu den Abrahamsreligionen neu bedacht werden.

Doch der Islam ist von seinem Ursprung her keine Religion des Schwertes, sondern des Buchs. In dem „in der Nacht der Macht“ vom Himmel herabgesandten Koran besitzt er die Urkunde der an Mohammed ergangenen Gottesoffenbarung. Das verbindet ihn mit dem Judentum und Christentum, die sich gleicherweise als Offenbarungsreligionen verstehen, so sehr sie in ihrer Auffassung von Offenbarung auseinandergehen. Denn nach jüdischer Überzeugung erging die Gottesoffenbarung an Mose im Gesetz. Für das Christentum ist der Mittler der Offenbarung zugleich deren Inhalt. Deshalb erhielt der Satz „Im Anfang war das Wort“ seine aktuellste Interpretation in dem Schlüsselwort Marshall McLuhans „the medium is the message“. Das aber zeigt, daß ungeachtet ihrer blutigen Geschichte die Abrahamsreligionen Judentum, Christentum und Islam ungleich mehr verbindet als trennt.

Israel verdankt die Menschheit den Durchbruch von dem von Schiller nostalgisch verherrlichten Polytheismus der „Götter Griechenlands“, der in jedem Stern eine Gottheit und in jeder Quelle eine Nymphe erblickte, zur Erkenntnis des einen zugleich überweltlichen und weltumgreifenden Gottes. Der Islam verschärfte diesen Begriff zu dem der Einzigkeit Gottes, der seine Verehrer mit Allgewalt an sich bindet und dem Glauben an ihn die erstaunliche Durchschlagskraft verleiht. Das Christentum überwand demgegenüber die in diesen beiden Gottesvorstellungen waltende

Ambivalenz, indem es den zwischen Faszination und Schrecken oszillierenden Gott als den bedingungslos Liebenden enthüllte, der als solcher nur in Werken der Liebe und des Friedens bezeugt werden kann. Wenn Lessing meinte, daß die Abrahamsreligionen ihre Wahrheit nicht besser als im Wetteifer in Akten der Menschlichkeit und Toleranz unter Beweis stellen könnten, ist ihnen heute ein noch vordringlicheres Ziel vor Augen gestellt: der Friede. Der Einsatz dafür wäre die beste Art, wie sie das gegenseitig zugefügte Leid „sühnen“ und sich für die Bewältigung der gegenwärtigen Krisensituation einsetzen könnten. Denn der Schaden, der durch den terroristischen Anschlag und die Reaktion darauf entstand, betraf nicht nur die beklagenswerten Opfer und die vom Flüchtlingselend Betroffenen, sondern mehr noch den fast schon in Reichweite gekommenen Weltfrieden. Was heute wie nie zuvor angezeigt ist, wäre somit ein von diesen Religionen gegenseitig gegebenes Zeichen der Bereitschaft, das Ende ihrer bisherigen Konfliktgeschichte zu besiegeln und den Anfang mit einer neuen Geschichte im Zeichen wachsender Verständigung und Toleranz zu machen.

Die Rückfrage nach dem Menschen

Aber scheidet die Friedensbemühung nicht an der, wie die Geschichte nur zu deutlich zeigt, fraglichen Friedensfähigkeit des Menschen? Und muß diese nicht um so mehr angezweifelt werden, als heutige Anthropologen wie René Girard und Walter Burkert mit ihrer These von der Primär aggressivität des *homo necans* auf die These Oswald Spenglers zurückfallen, der zum Entsetzen des großen Publizisten Theodor Haecker den Menschen als Raubtier bezeichnete? Muß man

nicht angesichts der aktuellen Vorgänge tatsächlich an der Friedensfähigkeit des Menschen zweifeln und an seiner Friedensbereitschaft verzweifeln? Wächst denn nicht gerade in Friedenszeiten die Gier nach Krieg?

Abgesehen davon, daß sich die Menschheit in dem von diesen Theoretikern angenommenen Fall selbst längst ausgerottet hätte, und abgesehen davon, daß der Mensch schon aufgrund seiner bereits von Thomas von Aquin beobachteten Schutz- und Wehrlosigkeit nur in der Gruppe überleben konnte und deshalb auf Solidarität und Hilfsbereitschaft angewiesen ist, sind diese Fragen nur aufgrund der Vorfrage zu beantworten: Wodurch wird der Mensch böse? Wiederum hat sich Augustinus in diese Frage in zweifelhafter Berufung auf Paulus mit der allbekannten These von der Erbsünde eingemischt. Doch Paulus sagt – und zwar emphatisch – ebenso das exakte Gegenteil: „Tod, wo ist dein Sieg? Wo ist, o Tod, dein Stachel?“ Und er fügt dem den entscheidenden Satz hinzu: „Der Stachel des Todes ist die Sünde“. Danach stachelt der Tod zur Sünde an; Anreiz zum Bösen ist somit die Todverfallenheit des Menschen. Nichts beweist das nachdrücklicher als die Psychologie des Mörders. Der Massenmörder Hitler suchte, nachdem Stalingrad seine Niederlage besiegelte, nach der scharfsinnigen Analyse Sebastian Haffners, möglichst viele in seinen unabwendbar gewordenen Tod mit hineinzureißen. Dasselbe Ziel verfolgt, nur ideell, der Apokalyptiker, sofern er das Ende von Welt und Zeit proklamiert und dadurch seinen Gläubigen die weitere Lebensmöglichkeit abspricht. Dasselbe gilt aber auch vom Haß. „Wer seinen Bruder haßt“, sagt der große Johannesbrief, „ist ein Menschenmörder“; denn er tilgt mit seinem Haß den anderen tendenziell aus seinem Lebenskreis aus. Wie kann dem abgeholfen werden?

Offensichtlich nur dadurch, daß der Mensch seiner Todverfallenheit überhoben wird. In ihrem kurzgeschlossenen Gottesverhältnis überspringen die Terroristen die Todesangst und vollbringen bedenkenlos ihre mörderische Tat. Die wirkliche Religion der Todüberwindung ist aber nur die christliche. Deshalb bildet der Glaube an die Auferstehung Jesu die kristallene Mitte des Christentums. Doch von der Auferstehung, die Paulus als die Einsetzung Jesu in seine Gottessohnschaft begreift, gilt dasselbe wie von seiner Lebensleistung. Sie besteht in seinem in Wort und Wunderwirken getätigten Versuch, seine Gottessohnschaft den Seinen zu übereignen. Deshalb versichert der Auferstandene: „Ich lebe, und auch ihr werdet leben“. Er nimmt die Seinen in sein genealogisches Gottesverhältnis hinein, so daß sie der Todverfallenheit grundsätzlich überhoben sind. Das ist der Sinn der Gotteskindschaft, die als die Spitzenaussage der christlichen Anthropologie zu gelten hat, und in Erinnerung an Nikolaus von Kues, der ihr das bisher beste Werk widmete, aber mehr noch im Blick auf die gegenwärtige Situation, heute neu entdeckt werden muß.

Die Angstüberwindung

Doch der Friedensbotschaft steht noch ein anderes Hindernis entgegen: die angesichts der terroristischen Bedrohung vielfach zu pathologischen Zuständen führende Angst. Sie hat sich sogar in die Friedensmotivation eingeschlichen; denn eine Analyse zeigt, daß viele Friedensaktivisten einer Selbsttäuschung erliegen, so daß sich hinter ihrem Einsatz und ihrer Friedenssehnsucht nicht selten die Angst ums nackte Überleben verbirgt. Dabei steigert sich das Unwesen der

Angst noch, sobald sie als Kollektivangst von den einzelnen auf ganze Gruppen übergreift. Auf der einen Seite versetzt sie die von ihr Befallenen in einen Zustand der Lähmung und, wie der bildstarke Ausdruck sagt, Kopfllosigkeit, der mit ihrer Intelligenz auch ihre Willenskraft schwächt, so daß sie buchstäblich zu allem fähig werden. Auf der anderen Seite erzeugt sie eine Hektik, die weder eine realistische Einschätzung der drohenden Gefahr noch der Möglichkeiten, ihr zu entrinnen, erlaubt. So aber entsteht jene Angstpsychose, die unversehens in hemmungslose Aggressivität umschlägt und so erst recht in das drohende Verderben hineintreibt. Aus diesem komplexen Problemkreis führt am sichersten der Rückweg zu den Anfängen heraus.

Die biblische Urgeschichte erzählt von einem dreifachen Verlust des Paradieses: im Bericht vom Sündenfall verliert der Mensch das Paradies der ursprünglichen Geborgenheit in der Obhut Gottes, im Bericht vom ersten Brudermord verliert er das Paradies der brüderlichen Verbundenheit, und im Bericht vom Turmbau zu Babel das Paradies der sprachlichen Verständigung und des Einvernehmens mit sich selbst. Dazu zitierte Haecker in seinem – von Heidegger verhöhnten – Buch „Was ist der Mensch?“ die Verse: „Das große Babylon ist nur ein Scherz, will es im Ernst so groß und maßlos sein wie unser babylonisch Herz“. Demnach verliert der Mensch im ersten Fall die tragende Beziehung zu Gott, im zweiten die Beziehung zum Mitmenschen und im dritten die zu sich selbst. Das alles ist vor allem das Werk der Angst. Sie entfremdet den Menschen seinem Halt in Gott, seiner Beziehung zum Mitmenschen und, als Existenzangst, sich selbst. Im Maß, wie der Mensch zur Gotteskindschaft gelangt, fällt jedoch dieser dreifache Schatten von ihm ab. Der Schatten der Gottesangst, weil er sich ans Herz des lieben-

den Vaters gezogen weiß, der Schatten der Sozialangst, weil er im anderen das Ebenbild seiner selbst und den ihm von Gott zugewiesenen Partner erblickt, und schließlich die Existenzangst, weil die ihm von Gott entgegengebrachte Liebe die Wunde seines Selbstzerwürfnisses heilt.

Im selben Maß aber fällt auch die anfängliche Lähmung von ihm ab, und er begreift, daß der Lebensstil Jesu auf ihn übergeht und ihn zu Akten dienender und helfender Selbstmitteilung befähigt. Sie besteht nach der Seligpreisung der Friedensstifter, die auch im Gegensinn gelesen sein will, primär in seinem Friedenszeugnis. Deshalb ist das neue Friedensbewußtsein an den Selbstbegriff des zur Gotteskindschaft Gelangten zurückgebunden. Er muß begreifen, daß nie vom Menschen größer gedacht, daß ihm auch nie Größeres zugehört, aber auch niemals Größeres abverlangt wurde. Als Gotteskind gehört er wie nie zuvor sich selber an; als Gotteskind ist er aber auch wie nie zuvor allen verpflichtet. „Seht doch“, ruft das Neue Testament auf seiner höchsten Reflexionsstufe, „welch große Liebe der Vater zu uns hegt, daß wir Gottes Kinder nicht nur heißen, sondern sind“. „Weit schreitet da der Mensch über seine Natur hinaus“, fügt Gregor von Nyssa dem hinzu, „da aus einem Sterblichen ein Unsterblicher, aus einem Menschen ein Gott wird“. Indem er aber die Scheidewand in seinem eigenen Herzen niederreißt, wird er, wie Gregor mit seiner Bestimmung des Friedens sagt, zum Urheber „liebvoller Überinkunft unter den Menschen“. Nichts wäre zeitgemäßer als der Versuch der Abrahamsreligionen, ihren Gläubigen diese Maxime einzustiften und sie so zu tätigen Zeugen des Friedens werden zu lassen. Denn das wäre der sicherste Weg, den gefährdeten Weltfrieden doch noch für das begonnene Jahrtausend zu retten.

DIE ZITADELLE DES FRIEDENS

Die Drohkulisse

Das noch immer im Aufbau begriffene europäische Haus durchlebt eine stürmische Phase. Nachdem sein Grund in einer vom Gleichgewicht des Schreckens gesicherten Zeit des „kalten Friedens“ gelegt wurde und sein Aufbau nach dem freiheit- und friedenbringenden Aufbruch von 1989 Gestalt gewann, ist dieser neuerdings durch die über die Welt hereingebrochene Kriegsdrohung gefährdet: Das kommt schon als Drohung einer Niederlage gleich. Denn in Gestalt des europäischen Hauses war auf dem blutgetränkten Boden Zentraleuropas eine Zitadelle des Friedens inmitten einer instabilen und von Krisen erschütterten Welt entstanden, mit der sich die Hoffnung verband, daß von jener befriedende Impulse auf diese ausgingen. Umgekehrt wirkt sich schon die Androhung eines Krieges destruktiv auf alle davon Betroffenen aus. Denn in Kriegs- und Vorkriegszeiten schweigen nicht nur die Musen, sondern mit ihnen zusammen auch die Stimmen der Seher und Weisen, die den rettenden Ausweg hätten zeigen können. So vollzieht sich der europäische Aufbau im Schatten einer ausgesprochenen Drohkulisse.

Falls diese Bestimmung zutrifft, verweist diese Kulisse aber zurück auf das, was sie verdunkelt. Damit stellt sich die Frage nach den zeitgeschichtlichen Bedingungen, die den europäischen Aufbau ermöglichten. Wenn man die politischen, sozialen und ökonomischen Faktoren beiseite läßt, konzentriert sich die Frage auf die Grundstruktur des Zeitgeschehens: Es ist die Zeit der sich Zug um Zug realisierenden Utopien, wenngleich begleitet von desaströsen Rück-

schlägen, die nicht weniger das Gesicht der Epoche des heutigen Menschen verfremden.

Zu diesen Traumzielen gehörte, wie bereits verdeutlicht wurde, das im Prometheusmythos entworfene der Bändigung des himmlischen Feuers, das der Sternenreise, das im Schwarzwaldmärchen vom Kalten Herzen geahnte des Kunsterzens (Hauff) und die in Goethes Homunculus-Szene anvisierte Kreation eines künstlichen Menschen. Als höchstes Traumziel der Menschheit aber hat noch immer die Utopie des ewigen Friedens zu gelten, die entgegen dem von Kant in seiner Denkschrift „Zum ewigen Frieden“ gehegten Pessimismus durch die Gunst der Zeitverhältnisse in fast schon greifbare Realitätsnähe gerückt zu sein schien. Das erwies sich allerdings durch den Rückschlag, den die Friedenshoffnung durch die neuerliche Kriegsdrohung erlitt, als nahezu vermessene Illusion. Der Friede fällt der Menschheit nicht in den Schoß. Er muß verdient, und das besagt, er muß denkerisch, menschlich und politisch verankert werden. Und das nötigt zum Entwurf eines neuen Friedensbewußtseins, zur Klärung der Frage nach der Friedensfähigkeit des Menschen und zur Verdeutlichung der Vision von einem – als Zitadelle des Friedens zu verstehenden – neuen Europa.

Das Friedensbewußtsein

Wenn es in der Erörterung des Friedens zu einer Wende zum Besseren kommen soll, dann vor allem auf dem Weg einer Denkwende. Denn solange der Friedensgedanke nur im Bereich der Wünschbarkeiten angesiedelt wird, ist jeder Schritt zu seiner Verwirklichung durch ein falsches Denken untergraben. Mit dem gängigen Begriffspaar „Krieg und Frieden“

wird der Friede bereits an den Krieg verraten. Auch wenn ein Volk im Sinn der kantischen Friedensschrift den Beschluß faßt: „Unter uns soll kein Krieg mehr sein“, geht das mit dem Vorbehalt einher, daß trotzdem mit dem Ausbruch eines neuen Kriegs gerechnet werden muß. Wenn der Friede aber als die höchste aller Menschheitsutopien zu gelten hat, wird ihm nur ein Denken gerecht, das ihn der Gruppe der höchsten Ideen zuordnet: der Gottesidee, der Ideen des Wahren, des Guten und der Freiheit, die allesamt durch das Moment der Alternativelosigkeit gekennzeichnet sind. Denn so wenig wie der Teufel den Gegensatz zu Gott, der Irrtum den Gegensatz zur Wahrheit, das Böse den Gegensatz zum Guten und die Knechtschaft den Gegensatz zur Freiheit bildet, ist der Krieg der Gegensatz zum Frieden. Und so wie der streng gefaßte Gottesbegriff dem anselmischen Argument zufolge die Gewißheit von Gottes Dasein impliziert, geht von dem in seiner Alternativelosigkeit gefaßten Begriff des Friedens eine intellektuelle Nötigung zur Verwirklichung des Friedens aus. Vom Frieden kann deshalb im Grunde nur emphatisch gesprochen werden. Dem trägt die Botschaft des Evangeliums in der Form Rechnung, daß sie zu Beginn der Bergpredigt in Form der Seligpreisung der Friedensstifter (Mt 5,8) vom Frieden spricht. Daß sie auch um die Alternativelosigkeit der Friedensgedankens weiß, beweist der Jakobusbrief, sofern er das jesajanische Programmwort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ auf den Kopf stellt und den Frieden zum „Boden“ der Gerechtigkeit und diese zur „Frucht“ des Friedens erklärt (Jak 3,18).

Wenn etwas gegen die gegenwärtige Kriegsdrohung und die damit heraufbeschworenen Gefahren im geistigen, gesellschaftlichen und politischen Leben aufkommt, dann nur dieses auf das Prinzip der Alternativelosigkeit gegründete

Friedensbewußtsein, dem durch das am emphatischen Redestil des Evangeliums geschulte Wort und durch entschlossenen Einsatz für die Sache der Friedens, der Verständigung und Versöhnung Vorschub geleistet werden muß.

Ist diese Insinuation aber nicht durch die vielfach behauptete Unfähigkeit des Menschen zu wirklichem und dauerhaftem Frieden von vornherein in Frage gestellt? Wenn der von zahlreichen Denkern geteilte Pessimismus Kants, wenn Spenglers These vom Raubtiermenschen und Burkerts Rede vom *homo necans* recht behielten, wäre der Appell freilich in den Wind gesprochen. In diesem Fall würde die Diskussion aber gar nicht stattfinden, weil sich die Menschheit dann schon bei ihrem Entstehen ausgerottet hätte. Tatsächlich aber konnte sie nur überleben, weil der als „Mängelwesen“ ins Dasein tretende Mensch (Gehlen) nur im Schutz der Gruppe zu überleben vermochte. Allerdings bedurfte es des langen, von Norbert Elias für den europäischen Lebensraum nachgezeichneten Erziehungsprozesses, bis jener Grad menschlicher Selbstkontrolle erreicht war, der ein relativ gewaltfreies Zusammenleben ermöglichte. Dazu bedurfte es der allgemein akzeptierten Einsicht, daß auf das anfängliche Faustrecht keine menschenwürdige Lebensordnung gegründet werden konnte, und daß statt dessen das gewaltbereite Privatrecht an das gesellschaftliche Kollektiv in Gestalt des Staates abgetreten und ihm die Wahrnehmung privater wie allgemeiner Rechtsansprüche überlassen werden mußte. Wie schon die Eindämmung des mittelalterlichen Fehdewesens durch die kirchlich verordnete *treuga dei* zeigt, spielte dabei die Religion eine erhebliche Rolle. Daß im Vergleich damit der von Elias beschriebene Prozeß der Zivilisation nicht allzu hoch angesetzt werden darf, bestätigt ein von alter Weisheit eingegebener Spruch aus Laotses Tao-te-king, der den progressiven Verfall

der tragenden Ordnungsgestalten beklagt. Danach bleibt nach dem Verfall der Religion die Kultur, nach deren Verfall die Politik. Verfällt aber auch diese, so bleibt nur noch die Zivilisation: „des Chaos dünner Überzug und der Anfang der Verwirrung“. Das aber heißt, daß schon ein einziger Anstoß hinreicht, um die vom Prozeß der Zivilisation geschaffene Lebensordnung zum Einsturz zu bringen und die anfängliche Barbarei aufs neue ausbrechen zu lassen.

Wie die neueste Lektion der Geschichte lehrt, besteht der Beweggrund dieses Rücksturzes in der von Rachegefühlen begleiteten Angst. In der Angst tritt, mit Nietzsche gesprochen, der „schreckliche Grundtext homo natura“ unter der verfallenden Decke der Zivilisation ans Licht. Denn der geängstete Mensch ist zwar zunächst wie gelähmt; wenn er aber keinen Ausweg mehr sieht, wird er unberechenbar und aggressiv. Wenn ein ganzes Kollektiv oder gar ein Volk diesem Zustand verfällt, sind anarchische und von keiner Vernunft mehr kontrollierte Reaktionen zu befürchten, die zur Gefährdung des Weltfriedens führen können.

Die Befestigung

Wenn der Aufbau des neuen Europa der Errichtung einer Zitadelle gleichkommt, ist damit die Frage nach ihrer Befestigung aufgeworfen. Vor diese Frage sah sich der Visionär dieses Ziels, Novalis, bei der Ausarbeitung seiner Abhandlung „Die Christenheit oder Europa“ noch nicht gestellt. Vielmehr ist er von der Idee einer vom Vorgefühl einer neuen, von Hoffnung und Liebe getragenen „universellen Individualität“ derart hingerissen, daß er ihr die Fähigkeit zu spontaner Selbstverwirklichung zutraut. Um so nachdrücklicher stellt

sich die Frage der Befestigung angesichts der aufgebrochenen Erosionskräfte heute. Wenn sich in diesem destruktiven Sinn vor allem die hinter der peremptorischen Kriegsdrohung verborgene Lebensangst auswirkt, muß die Sicherung des europäischen Aufbaus mit dem Versuch ihrer Überwindung ihren Anfang nehmen. Dafür spricht insbesondere die Tatsache, daß der Initialstoß zur europäischen Einigung vom freiheitlichen Aufbruch von 1989 ausging, mit dem die während des Kalten Kriegs drohende Möglichkeit eines Zusammenstoßes der Nuklearmächte definitiv gebannt zu sein schien.

In dieser erst im Nachhinein allgemein erkennbaren Bedrohlichkeit war aber auch klar geworden, daß die allenthalben spürbar gewordene Angst, so sehr sie politisch motiviert war, mit den Mitteln der Politik allein nicht beseitigt werden konnte, zumal Werner Bergengruen in seinem Roman „Im Himmel wie auf Erden“ (1940) darauf hingewiesen hatte, daß die Angst ihre Anlässe überdauert und unter ihren Erscheinungsformen stets diejenige auswählt, die ihre Opfer am heftigsten stigmatisiert. Hilfe ist in dieser Situation aber auch nicht von der Wissenschaft oder Gesellschaft zu erwarten, sondern allein von der durch ihr Prinzip zur Angstüberwindung fähigen Religion, dem Christentum. So ist dieses schon bei der Stabilisierung Europas gefragt. Und es ist kein Zufall, daß es noch vor der Theologie die christliche Dichtung war, die auf die vom Glauben gebotene Hilfe verwies.

Es ist, genau gesagt, der christliche Gottesglaube, der zur Angstüberwindung verhilft und so den Aufbau einer Zitadelle des Friedens sichert. Denn durch seine Entdeckung des bedingungslos liebenden Gottes riß Jesus die tiefste Pfahlwurzel der Angst, die vor dem Verlust des letzten, unverbrüchlichen Halts, aus dem Herzen der Seinigen. Durch sein Gebot der Nächstenliebe beseitigte er die Befürchtung, daß sich der er-

sehnte Partner von heute, wie es nur allzu oft geschieht, in einen verhaßten Feind verwandeln könne. Und mit seiner Berufung des Menschen zur Gotteskindschaft – seiner weltweit verschenkten Gottessohnschaft – überwand er die unheimlichste aller Ängste: die Angst des Menschen vor sich selbst. So aber schafft er jenen Raum des Aufatmens, des Vertrauens und der Hoffnung, ohne den kein Aufbauwerk, am wenigsten das des europäischen Hauses zustande kommt.

Der Exorzismus

Dem aber steht der sich aller Bereiche bemächtigende Ungeist entgegen, den Nietzsche als seinen schlimmsten Widersacher ausmachte und als den „Geist der Schwere“ bezeichnete. Dabei handelt es sich um die jede Inspiration und Initiative lähmende kollektive Depression, die den Glauben zum Gehorsam, die Hoffnung zu einer Illusion, die Liebe zu einer Pflicht, die Arbeit zu einer Fron, das Zusammenleben zu einem Kampf, die Kirche zu einer Institution und die Theologie zu einer Ideologie werden ließ. Wenn Nietzsche in diesem Zusammenhang „Gesetz und Satzung“ als die vorzüglichsten Instrumente dieses Ungeists nannte, gab er ihm damit auch die Schuld daran, daß das Christentum in jene Schiefelage geriet, die es in den Augen der meisten als eine genuin moralische Religion erscheinen und seine Ziele hauptsächlich durch Direktiven und Verbote anstreben läßt. Er ließ aber auch keinen Zweifel daran, daß das Christentum dann gleich anderen Kulturgestalten dazu verurteilt sei, in einem sich lange hinziehenden Akt der „Selbstaflösung“ an seinen eigenen Hervorbringungen zugrunde zu gehen. Deshalb ist ein Exorzismus angesagt, der den Geist der Schwere von sei-

ner Wurzel her angreift und ihn aus der gegenwärtigen Lebens- und Glaubenswelt vertreibt. Das wird durch defensive Maßnahmen nicht zu erreichen sein. Wenn man mit Margarete Mitscherlich davon ausgeht, daß sogar die Liebesfähigkeit des Menschen davon abhängt, ob er im anderen das von ihm insgeheim gesuchte „Ideal zu sehen vermag“, ist der bessere Weg eindeutig vorgezeichnet. Es geht darum, den europäischen Gedanken mit einem persuasiven „Mehrwert“ auszustatten, konkreter gesprochen, ihn als das allen Beteiligten vorschwebende Ideal erscheinen zu lassen. Es ist zu wenig, Europa nur als politisches Konstrukt und kollektive Aufgabe darzustellen; vielmehr muß der Gedanke in ein verklärtes Licht getaucht und von einer „Vision Europa“ gesprochen werden. Und dies, gestützt auf die Überzeugung, daß ein gemeinsam erstrebtes Ideal mehr als jedes Programm und jeder Appell zur Freisetzung der verfügbaren Kräfte befähigt und zu deren Einsatz mobilisiert. Das müßte in den Schulen und Betrieben seinen Anfang nehmen und sich nicht zuletzt des Bewußtseins der Politiker, Wissenschaftler und Künstler bemächtigen. Vor allem aber müßten sich die Theologen fragen, was sie zur Fundamentierung des europäischen Hauses beitragen könnten.

Die Tragpfeiler

Dem von Novalis mit „Die Christenheit oder Europa“ ausgegebenen Programmziel liegt die Überzeugung zugrunde, daß nur das als Religion der Freiheit und des Friedens begriffene und zu Solidarität und Toleranz anleitende Christentum dem Aufbau Europas Bestand und Dauer verleihen könne. Mit Liberalität, Solidarität und Toleranz sind dann

auch schon jene Prinzipien angesprochen, ohne die der Ruin des kaum erst entstandenen Gemeinschaftswerks bereits absehbar wäre. Sie gelten gemeinhin, insbesondere unter dem Eindruck von Lessings „Nathan dem Weisen“, als Errungenschaften der Aufklärung. Doch war niemand klarer als Lessing bewußt, daß die Aufklärung zwar entscheidend zur weltweiten Promulgation dieser Prinzipien beitrug, daß sie aber ursprünglich als Gaben des Christentums an die in Unfreiheit, Unbarmherzigkeit und Haß versunkene Welt zu gelten haben. Denn das Christentum brach nicht nur die Fesseln der Sklaven, denen das elementare Menschenrecht der Freiheit vorenthalten war; es verhalf der Freiheit überdies zu einem neuen Stellenwert, sofern es sie als Freisetzung der je größeren Möglichkeiten des Menschseins zu begreifen lehrte; es brachte durch das Gebot der uneingeschränkten Nächstenliebe Wärme in die Kältehöhle der antiken Gesellschaft, und verpflichtete seine Anhänger dazu, alle religiösen und sozialen Konflikte im Geist der Toleranz zu bewältigen.

Gerade in dieser Hinsicht steht sich das Christentum aber mit seiner weithin von Gewalt, Unterdrückung und Intoleranz geprägten Geschichte selbst im Weg. Deshalb muß sich, synchron mit dem Aufbau des neuen Europa, eine Neuentdeckung des Christentums vollziehen, die die Freilegung seiner weithin verdunkelten Mitte zum Ziel hat. Auch in diesem Sinn gilt „Die Christenheit oder Europa“. Wenn diese Worte nicht als Alternativen, sondern so, wie von Novalis gemeint, als Synonyme verstanden werden, wird das neue Europa als Zitadelle des Friedens in die Geschichte eingehen, die die größte aller Menschheitsutopien einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zu ihrer Verwirklichung voranbringt.

TOLERANZ ALS TAT DES FRIEDENS

Das Gebot der Stunde

Die Weltgeschichte durchlebt gegenwärtig eine Krise, die lauter als jemals eine *Quaerela pacis* nach Frieden schreit. Denn unübersehbar braut sich, von den meisten unbemerkt, ein Gewitter zusammen, das sich in der Katastrophe eines dritten Weltkriegs zu entladen droht. Nie war daher die Spitzenaussage der Enzyklika „*Pacem in Terris*“, mit der der unvergessene Konzilspapst Johannes XXIII. das Gewissen der Menschheit aufgerüttelt hatte, so aktuell wie heute: „Angesichts der heutigen Waffenpotentiale kann der Krieg nicht mehr als Mittel der Überwindung politischer, sozialer oder ökonomischer Konflikte in Betracht gezogen werden“. Kürzer ausgedrückt: der Krieg hat aufgehört, eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln zu sein. Gleichzeitig benannte das von Johannes XXIII. gegen den Willen der Kurie einberufene Konzil, vermutlich in Anlehnung an die Denker des dialogischen Prinzips, das bessere Instrument der Konfliktbewältigung: den Dialog.

Etwa zur selben Zeit erfuhr der Kosmos der Tugenden einen bemerkenswerten Zuwachs. Während Guardini das „Viergespann“ der Kardinaltugenden (Josef Pieper) durch die „Annahme seiner selbst“ unterbaute, fügte das Weltgewissen dem Ternar der Sozaltugenden Gerechtigkeit, Solidarität und Barmherzigkeit eine höchst aktuelle hinzu: die Toleranz. Doch im selben Maß, wie sich die Einsicht in ihre Dringlichkeit vertiefte, komplizierte sich die Frage nach ihrem Wesen und ihrer Praxis: Die Schwierigkeit der Bestimmung ergibt sich aus ihrem Erbschaden. Denn als die Magna Charta der Toleranz

gilt, sicher nicht zu Unrecht, Lessings „Nathan der Weise“. Doch hatte dieser einen kaum weniger wichtigen Vorläufer in der Schrift über den „Glaubensfrieden“, die Nikolaus von Kues unter dem Eindruck der Schreckensnachrichten über die Eroberung Konstantinopels durch Mechmet II. (1453) verfaßt hatte. Sie gipfelte in dem Vorschlag, dem Streit der Religionen dadurch die Spitze abzubrechen, daß ihre Differenzen lediglich als rituelle, nicht dagegen als prinzipielle Unterschiede anzusehen seien. Diese Relativierung lag dem Schlüsselsatz der Werke „una religio in diversitate rituum“ zugrunde. Doch mit der Anerkennung dieses Grundsatzes hätten die Weltreligionen ihr Eigenrecht und ihren Geltungsanspruch verloren. Auf rituelle Varianten einer Gesamtreligion läßt sich weder das eine noch das andere zurückführen.

Noch bedenklicher steht es um den Lösungsvorschlag in Lessings Ringparabel, mit dem er nach eigenem Bekunden den streitbaren Theologen seiner Zeit einen „ärgeren Possen“ spielen wollte als durch weitere Streitbriefe. Danach läßt der Vater vor seinem Tod Kopien des – über dieser Manipulation verlorengelassenen – echten Ringes anfertigen, die einen jeden der drei Erben – Judentum, Christentum und Islam – glauben lassen, daß er im Besitz des kostbaren Ringes sei. Doch damit hat sich die Figur des gütigen Vaters unter der Hand in die des *spiritus malignus* verwandelt, der, zusammen mit den Denkgesetzen, nun auch die Prinzipien der Religion als ein gigantisches Täuschungsmanöver inszenierte. Anders, als es wohl Lessings Absicht war, hat sein Drama weniger der Toleranz zum Durchbruch verholfen, als vielmehr dem religiösen Relativismus Vorschub geleistet.

Wenn aber weder der eine noch der andere Weg der Relativierung zum Ziel führt, kann Toleranz nur in dem nie zu Ende zu führenden Versuch bestehen, die Differenzen auszu-

halten und sie auf dem Weg der Verständigung zu bewältigen oder doch zu minimieren. Zweifellos hatte der Kusaner darin recht, daß er die religiösen Differenzen auf mangelnde Gotteserkenntnis zurückführte. Auch der Vater in Lessings Drama hätte dem Dilemma der Söhne vorbeugen können, wenn er sie rechtzeitig, also noch bei Lebzeiten, von seinem Willen in Kenntnis gesetzt hätte. Der Lösungsversuch muß demnach davon ausgehen, daß der Rechtsanspruch der Weltreligionen, zumindest aus ihrer eigenen Sicht, legitim ist. Sie über einen Kamm zu scheren, wie es die pluralistische Religionstheorie versucht, kommt einer Bestreitung ihres Rechtsanspruchs und ebenso der Anmaßung gleich, über eine ihnen übergeordnete Einsicht in Sachen Religion zu verfügen. Die Lösung kann somit nur in dem Versuch bestehen, die Differenzen auszuhalten und deren polemische Austragung, wie sie das Verhältnis der Weltreligionen jahrhundertlang – und dies zum größten Schaden der religiösen Sache – bestimmte, zu vermeiden. Darin besteht die Aufgabe der Toleranz. Sie ist, so gesehen, ein Kraftakt, der darin besteht, die Andersheit der jeweils anderen auf sich zu nehmen, ohne sich ihr schwächlich anzupassen, aber auch ohne daran tragisch zu zerbrechen. Im Grund der so verstandenen Toleranz erscheint dann das Lamm Gottes, das die Sündenlast der Welt wegschafft, indem es sie auf sich nimmt und trägt.

Die Bestätigung

Tugenden sind Aktionszentren, die darauf angelegt sind, betätigt zu werden. Bei manchen, wie bei der Mäßigkeit und Barmherzigkeit, versteht sich dies von selbst. Aber wie soll die Klugheit oder die Hoffnung betätigt werden? Im Fall des

Glaubens gibt Paulus die Antwort, daß er „durch die Liebe betätigt“ werden will (Gal 5,6). Wie aber betätigt sich die Toleranz? Wenn man davon ausgeht, daß zunächst das zwischen ungleichen oder gar gegnerischen Parteien bestehende Aggressionspotential abgebaut werden muß, bietet sich wie zwischen konfliktbereiten Menschen dafür in erster Linie das Gespräch an, in dem die Differenzen zur Sprache gebracht und emotionale Spannungen verbalisiert werden müssen. Dabei müssen diese mindestens ebenso ernstgenommen werden wie die sachlichen Differenzen. Während feindliche Emotionen im selben Maß zu wachsen pflegen, wie sich die Kontrahenten das Wort verweigern, pflegen sie zu zerfallen, sobald in gutwilliger Weise gesprochen wird.

Im Gespräch der Religionen ist dabei jedoch mit erheblichen Sprachbarrieren zu rechnen, von denen freilich nur in idealtypischem Sinn die Rede sein kann. Während im Gespräch mit Vertretern der gebildeten Oberschicht vor allem intellektuelle Barrieren ins Spiel kommen, werden im Gespräch mit Partnern aus der sozial schwächeren Unterschicht hauptsächlich unterschiedliche Sozialvorstellungen die Verständigung belasten. Überdies kommen hier tief eingewurzelte Feindbilder hemmend und verstörend ins Spiel. Doch gerade angesichts der sich auftürmenden Hemmnisse wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß es zu den kriegerischen Auseinandersetzungen in Vergangenheit und Gegenwart nur eine Alternative gibt: den Dialog, und daß dieser deshalb mit einem Maximum an Verständigungsbereitschaft aufgenommen werden muß.

Wenn aber dieser erst einmal in Gang gekommen ist, treten die zentralen Differenzen der Weltreligionen zutage. Dann wird deutlich, daß diese zwar der Wille zur Optimierung des Menschen verbindet, daß sie aber in der Gottesfrage weit aus-

einandergehen. Während der Buddhismus die Frage nach der Existenz Gottes in deutlich verneinender Weise offen läßt, sind sich die Abrahamsreligionen nicht nur im Glauben an sein überweltlich-personales Dasein einig, sondern auch in der Überzeugung, daß er sich in Akten seiner Offenbarung der Welt zu verstehen gibt und mitteilt. Dagegen gehen sie in der Frage nach dem Ereignis und Vollzug dieser Offenbarung weit auseinander, und dies mit gravierenden Folgen für ihr jeweiliges Gottesbild. Denn für das Judentum erfolgte die Gottesoffenbarung in der Weisung der Thora, für den Islam in der Sendung des Koran in der „Nacht der Macht“, für das Christentum in der Sendung des (nach Joh 1,18) vom Herzen Gottes gekommenen Gottessohnes. Demgemäß steht im Judentum und Islam der alles bestimmende Gotteswille im Vordergrund, dem Straf- und Gerichtsandrohungen Nachdruck verleihen. Die Folge ist ein zwischen Güte und Strenge, Erbarmung und Schrecken oszillierendes und deshalb ambivalentes Gottesbild. Demgegenüber enthüllte der vom Herzen Gottes gekommene Offenbarer das Bild des eindeutigen, bedingungslos liebenden Gottes. Bei aller Verbundenheit im Glauben an den personalen, ebenso welttranszendenten wie seiner Schöpfung gegenwärtigen Gott stehen sich die Abrahamsreligionen doch im Bild des einen (Judentum), einzigen (Islam) und eindeutigen Gottes (Christentum) und dessen Rückwirkung auf seine jeweilige Verehrung unausgleichbar entgegen. Denn in eben diesem Unterschied besteht ihr Anrecht auf Geltung und ihr Anspruch auf den Rang einer Weltreligion. Wie kann es aber dann angesichts dieser Differenzen zu Versöhnung oder gar zu einer Kooperation kommen?

Die Herausforderung

Was von den Weltreligionen nach Jahrhunderten blutiger Konflikte in erster Linie gefordert werden muß, ist ein Zeichen der Verständigung und der Bereitschaft, ihre Differenzen friedlich beizulegen. Wenn diese Verständigung, wie es im Interesse aller liegt, im Geist des Dialogs erfolgt, kann das nur heißen, daß die Partner nach dem sie Verbindenden suchen und, ungeachtet ihrer unterschiedlichen Positionen, voneinander zu lernen bereit sind. Im Fall des Judentums kann das vom christlichen Standpunkt aus nur heißen, daß der Glaube im Sinn der Glaubenskritik Martin Bubers anstatt als Bekenntnis- und Satzglaube wieder als ein Akt der Einwurzelung in die Gotteswirklichkeit und damit als Vertrauensglaube begriffen wird. Gleichzeitig muß gegenüber der Thora und der von ihr verfügbaren Moral der Gebote und Verbote die christliche Alternative in Gestalt einer Immunisierung gegen das Böse herausgestellt werden, also in Form einer Moral, die den Menschen durch Einstiftung des Prinzips Liebe zum Bösen unfähig macht. Angesichts des Islam und seines bewundernswerten Zugriffs auf seine Gläubigen aber stellt sich die Frage, was das Christentum als Alternative zu der „kurzgeschlossenen“ Gottesbeziehung, die sich aus der Hingabe an den in seiner Einzigkeit begriffenen Gott ergibt, anzubieten hat. Das ist die Frage nach der christlichen Mystik. Denn das christliche Gegenstück zur islamischen Unterwerfung unter den alles verfügenden Gotteswillen ist die Einwohnung Christi im Herzen der Gläubigen. So führt die Würdigung der besonderen Qualitäten der beiden anderen Offenbarungsreligionen zur Besinnung auf die eigenen Prinzipien und die sie tragende Mitte. Deutlicher aber könnte sich kaum zeigen, daß mit jedem echten Dialog ein Selbstgewinn verbunden ist.

Doch selbst wenn die Erinnerung an die blutige Vergangenheit und der daraus erwachsende Verständigungswille nicht zu dem naheliegenden Paradigmenwechsel führen würde, wäre dieser von der Herausforderung geboten, der alle religiösen Kräfte der Gegenwart unterliegen. Während Nietzsche in seiner „Morgenröte“ (1881) die Atheisten seiner Zeit noch dazu aufrief, sich kenntlich zu machen, um sich ihrer Macht bewußt zu werden, droht heute die Sache der Religion angesichts des um sich greifenden Säkularismus und Atheismus immer mehr in die Defensive zu geraten. Und dies gerade auch deshalb, weil der heutige Atheismus einen Profilwandel vollzog und aufhörte, gegen die Religion zu polemisieren. Während er sich zur Zeit Nietzsches noch als Standpunkt einer Minorität begriff, geht er heute davon aus, die selbstverständliche und keiner Rechtfertigung bedürftige Haltung der großen Mehrheit zu sein. Darin besteht die bisher schwerste Kampfansage an alle, die noch an Gott glauben.

Wenn sich die Weltreligionen von dieser Woge nicht tatenlos überrollen lassen wollen, bleibt ihnen nur der Entschluß zu einer gemeinsamen Gegenaktion. Denn die Bedrohung ist so übermächtig, daß eine einzige Religion allein ihr nicht zu widerstehen vermag. Wenn gegen sie effizient Widerstand geleistet werden soll, bedarf es daher der gebündelten Kraft aller davon Bedrohten, in erster Linie der Abrahamsreligionen. Denn sie verfügen über das nicht hoch genug zu würdigende Geschenk des Ein-Gott-Glaubens, der als einziger eine Weltordnung zu begründen vermag, die ebenso dem Interesse des einzelnen wie des Ganzen Rechnung trägt. Um diesen Glauben in die Zukunft hinein zu retten, der gleicherweise dem Recht aller wie jedes einzelnen zur Geltung verhilft und dadurch die Welt vor dem Absturz ins Chaos bewahrt, bedarf es der Kooperation der Religionen. Um die-

ses Zieles willen sollten sie nach dem Grundsatz des Apostels Paulus vergessen, was an Feindschaften und an Grausamkeiten hinter ihnen liegt, um sich der Vision einer auf das Fundament des Gottesglaubens gegründeten Welt zu verschreiben (Phil 3,13 f.). Darauf muß sich dann auch ihre Bereitschaft beziehen, den von der Stunde geforderten Dialog miteinander aufzunehmen. Und damit würden sie am besten ihrer Verantwortung für das Heil der Welt gerecht.

WER HILFT HOFFEN?

Um die Hoffnung ist es schlecht bestellt; denn auf den heutigen Menschen trifft nur allzu genau die biblische Diagnose zu: „ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt“ (Eph 1,12). Nach Paul Valéry lebt er mit dem Rücken zur Zukunft. Und nach Karl Jaspers hat sich seiner ihr erklärtes Gegenteil, „eine so noch nie gewesene Lebensangst“, bemächtigt. Sie selbst aber, die Hoffnung, scheint auf eine Schwundstufe herabgesunken zu sein; denn nach Ingeborg Bachmann kauert sie „erblindet“, also ohne noch eines Zieles ansichtig zu sein, „im Licht“. Zwar haben sich zwei Denker, ein Marxist und ein Christ, Ernst Bloch und Karl Matthäus Woschitz, um ihre Rehabilitierung bemüht. Doch der eine stürzte nach dem Urteil Joachim Fests infolge seiner politischen Demaskierung „von seinem Wolken thron“, während das Werk des andern nahezu unbeachtet blieb. Wo liegen die Ursachen dieses Tatbestands?

Nach der biblischen Diagnose im Niedergang des Gottesglaubens, der in erschreckendem Maß verfällt. Sicher aber auch in der evidenten Krise des Menschen. Dabei zeichnet sich sogar ein wahrer Teufelskreis ab. Denn ohne Hoffnung kommt es zu keinem integralen Menschsein, während doch gerade dieses die Voraussetzung dafür ist, daß der Mensch Hoffnung schöpft und hoffen lernt. Doch dem heutigen Menschen liegt zwar noch viel an Profit und Prestige, aber kaum noch an ihm selbst. Die Identitätskrise, die gegen Ende der Neuzeit um sich griff und von Dichtern und Denkern der Romantik vorgefühlte wurde, hat ihn befallen und in seinem Selbst- und Selbstwertbewußtsein verstört. Nachdem er kaum den Höllen der terroristischen Diktaturen entronnen

ist, unterwirft er sich lustvoll der beängstigend um sich greifenden Medienabhängigkeit, die ihn nachgerade in eine Metapher seiner selbst zu pervertieren droht. Gleichzeitig bedroht ihn aber nicht weniger eine fortschreitende Parzellisierung und Atomisierung aller Verhältnisse, die der Hoffnung den Boden entzieht; denn nach Gabriel Marcel lautet ihre vollständige Formel „Ich hoffe auf Dich – Gott – für uns“. Deshalb kann nicht eindringlich genug gefragt werden: Wer hilft uns hoffen?

Letztlich antwortet darauf nur die Erinnerung an den, der der Hoffnung überhaupt zum Durchbruch verhalf und ihre Sache so sehr vertrat, daß ein urchristliches Wort von ihm sagen konnte: „Christus in euch – er ist die Hoffnung auf die Herrlichkeit“ (Kol 1,27). Zwar steigerte sich Nietzsche in seinem antichristlichen Affekt zu der Behauptung „erst von mir an gibt es wieder Hoffnungen“. Doch verstrickte er sich damit in einen fatalen Selbstwiderspruch, da er mit seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen der Rückkehr zur hoffnungsfremden Antike das Wort redete. Denn diese brachte ihr Verhältnis zur Hoffnung nirgendwo krasser als im Mythos von der Büchse der Pandora zum Ausdruck, die als Bodensatz und damit als das schlimmste aller Übel die Hoffnung enthält. In dieser in sich selbst verschlossenen Welt stieß Jesus das Tor zur Hoffnung auf, indem er ihr anstelle ihres hoffnungslosen Kreisens in sich selbst ein Ziel gab, wie es dann Paulus, fast wie im Stil einer vorweggenommenen Evolutionstheorie, umschrieb. Der Vergänglichkeit unterworfen, liegt sie bis zur Stunde in Geburtswehen, jedoch beseelt von der Zuversicht, schließlich zur „herrlichen Freiheit der Gotteskinder“ – für Paulus das Hochziel allen menschlichen und welthaften Seins und Strebens – zu gelangen.

Zerrissen durch konfessionelle Konflikte hat das Christentum unbestreitbar schweres Leid über die Welt gebracht. Doch hat es gleichzeitig Unzähligen einen Lebensinhalt gegeben und der Menschheit zu größten Fortschritten verholfen. Mit seiner Botschaft von der Freiheit, Liebe und Geduld hat es den Grund für eine freiheitlich-demokratische – auf die Prinzipien der Liberalität, Solidarität und Toleranz gegründete – Lebensordnung gelegt. Mit seiner Erziehung zur Barmherzigkeit hat es Wärme in die haßerfüllte Welt seiner Vorgeschichte gebracht. Und mit seiner Lehre von der unantastbaren Würde des Menschen hat es den Menschenrechten Bahn gebrochen. Seine größte Vergünstigung besteht jedoch darin, daß es der Welt mit seiner Friedensbotschaft ein Hoffnungsziel gab und sie in der Hinwendung dazu aufatmen ließ.

Für die Christenheit konkretisiert sich diese Hoffnung in der vom Zweiten Vatikanum bestärkten Zuversicht, daß sie, nicht zuletzt im Rahmen einer zusammenwachsenden Welt, nach Weisung ihres Stifters die Spaltung überwinden und zur Einheit in Glaube und Liebe zusammenfinden werde. Die weitgreifende Diskussion gilt eindeutig einer Frage der Lehre und damit der christlichen Wahrheit, die ihre dogmatische Ausformung durch Einbeziehung platonischer und aristotelischer Lehren erlangte und, wie nicht übersehen werden darf, aus dem Bestreben nach Abgrenzung von irrigen Lehrmeinungen hervorging. Von dieser christlichen Wahrheit ist aber sorgfältig die – viel zu wenig bedachte – Wahrheit Christi zu unterscheiden, die sich in Struktur und Vermittlung nachhaltig von der Erkenntniswahrheit unterscheidet. Denn diese besteht in einem Gefüge von wahren Geltungen und wird demgemäß lehrhaft vermittelt. Dagegen ist die Wahrheit

Christi antlitzhaft verfaßt, sie leuchtet auf und teilt sich dem Rezipienten daher auf insinuativen Weg mit. Die aufgebrochene Krise sollte, um ihr einen positiven Sinn abzugewinnen, als Anlaß genommen werden, sich von der christlichen Wahrheit, so wichtig sie ist, auf die im Antlitz Jesu aufscheinende und in ihm gegebene zurückzubedenken.

Das hätte zweifellos zur Folge, daß der von Jesus ausgehende Hoffnungsimpuls neu begriffen würde. Denn der Ausblick in die Zukunft war für die Menschheit solange verhängen, als sie sich von Gott ebenso begünstigt wie bedroht fühlte, und um so mehr bedroht, als sie sich in ihren meist leidvollen Geschichtserfahrungen in sein Strafgericht gezogen sah. Im Antlitz und Wirken Jesu tritt ihr jedoch der entgegen, der es in einem Akt revolutionärer Kühnheit wagte, den aus Zutrauen und Angst gewobenen Schleier vom Bilde Gottes zu entfernen, der die Mauer der Unnahbarkeit Gottes durchstieß, der den Abgrund der Gottesferne überbrückte und Gott für die vor ihm erzitternde Welt als den Inbegriff der bedingungslosen Liebe entdeckte. Im Blick auf ihn lichtete sich die verdüsterte Zukunft auf, so daß man ihr unerschrocken entgegensehen und zuversichtlich entgegengehen konnte. Doch was spricht dafür, daß man das auch heute, in dieser Stunde der Resignation und wachsenden Lebensangst, noch vermag?

Mit der Eindringlichkeit eines epochalen Zeitzeichens spricht dafür das im Entstehen begriffene „Haus Europa“. Unter dem Eindruck der ungeheuren Ernte, die der Tod, vor allem in den beiden Weltkriegen, eingefahren hatte, zogen die Architekten dieses Hauses die einzig richtige Lehre aus der Geschichtserfahrung dieser Zeit, daß nun endlich ein Mit- und Füreinander an die Stelle der alten Rivalitäten und Konflikte treten müsse. Tatsächlich gehört es zu den größten

Hoffnungszeichen der Gegenwart, daß die Völker, die sich in jahrhundertelangen Raub- und Zerstörungskriegen zerfleischten, den Entschluß zur Einigung faßten und ihn durch die Schaffung der europäischen Institutionen und der gemeinsamen Währung in die Tat umsetzen. In Form eines politischen Faktums ersten Ranges widersprachen sie damit der pessimistischen Prognose Samuel Huntingtons vom drohenden Zusammenprall der Zivilisationen, die als eine Art Schattenbeschwörung dessen gelten kann, was im Fall der unterbliebenen Einigung zu befürchten gewesen wäre. Freilich wäre es nie zu dem verheißungsvollen Zusammenschluß gekommen, wenn es bei der deutschen Teilung geblieben wäre. Deshalb muß die durch einen Akt welthistorischer Einsicht und bewundernswerten Mutes herbeigeführte Wiedervereinigung als das die europäische Einigung ermöglichende Zeitzeichen gesehen und gewürdigt werden. Trotz aller noch so begrüßenswerten Initiativen ist das neue Europa aber immer noch mehr Utopie als bereits gesicherte Realität und darum mehr noch Aufgabe als bereits erreichtes Ziel. Was muß zur Festigung des bereits ins Werk Gesetzten getan werden?

Das ist die Frage nach den Vorhaben, die im Interesse der Zukunftssicherung ins Auge gefaßt, und die nach den Initiativen, die zum Ziel der Konsolidierung der Hoffnung heute ergriffen werden müssen. Nichts bestätigt den Zwiespalt der bestehenden Situation so sehr wie die Tatsache, daß von der wichtigsten dieser Initiativen nur in Form eines Desiderats die Rede sein kann. Wenn die biblische Diagnose – „ohne Hoffnung und ohne Gott“ – recht behält, müßte sich doch die gebündelte Kraft aller Religionen darauf richten, dem Andringen des ozeanischen Atheismus zu wehren und den

Gottesglauben, besonders im europäischen Haus, zu festigen. Doch wie soll das ins Werk gesetzt werden, solange unübersehbare Anzeichen dafür sprechen, daß die Kirche sich der heraufdrohenden Gefahr weder bewußt ist, noch Anstalten zu ihrer Überwindung trifft? Intensiv um die Festigung des Dachfirstes ihrer Architektur bemüht, scheint ihr zu entgehen, daß das tragende Fundament wegzubrechen droht.

Wohl aber könnte etwas Wesentliches im Vorfeld geschehen. Obwohl das Wort „Heimat“ derart verpönt ist, daß es kaum ein Politiker noch in den Mund zu nehmen wagt, liegt doch Entscheidendes an der Entwicklung eines gesellschaftlichen Zusammengehörigkeits- und Heimatgefühls. Und das nicht zuletzt aus zu wenig bedachten religiösen Gründen. Denn das wahre Subjekt des Gottesglaubens ist nach biblischem Verständnis nicht so sehr der einzelne als vielmehr die ihn tragende Gemeinschaft. Alles muß daher daran gesetzt werden, die noch fortbestehenden Schranken zwischen den im europäischen Haus Zusammenwohnenden abzubauen, Diskriminierungen auszuschließen und statt dessen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Verantwortung zu wecken. Denn der immer wieder drohenden Zersplitterung und neuer Verfeindung kann wirksam nur durch eine Kultur der Verständigung und Solidarität begegnet werden.

Das aber müßte zusätzlich durch Bemühungen unterstützt werden, die den Bewohnern des europäischen Hauses das Gefühl der Sicherheit und geborgener Lebensverhältnisse vermitteln. Denn nichts untergräbt die Menschlichkeit so sehr und nichts leistet, wie die Geschichte beweist, der Unmenschlichkeit so sehr Vorschub wie die Lebensangst, die, wie Jaspers am Vorabend der deutschen Katastrophe (1931) bemerkte, zum unheimlichen Begleiter gerade des modernen Menschen geworden ist. Das aber setzt ebenso eine Erziehung

zu mehr Menschlichkeit wie eine Abkehr von der verbreiteten Einstellung voraus, die den Satz des Evangeliums, wonach der Mensch „nicht allein vom Brot“ lebt, auf den Kopf stellt und alles – bis in die von Börsenkursen überlagerten Nachrichtensendungen hinein – auf ein hemmungsloses Gewinnstreben abstellt.

Wenn das nicht bloßes Wunschenken bleiben soll, müssen Voraussetzungen dafür geschaffen und Wege der Konkretisierung gebahnt werden. Am Anfang dessen müßte die Dankbarkeit gegenüber denen stehen, die die flüchtige Gunst der Stunde genutzt und sowohl den europäischen Zusammenschluß wie die deutsche Wiedervereinigung ins Werk gesetzt haben. Sie haben damit eine Utopie realisiert und ein Hoffnungszeichen erster Ordnung aufgerichtet. Dieser Dank kann aber in nichts Besserem als in dem Versuch bestehen, das Entstandene zu festigen und auf eine tragfähige Grundlage zu stellen. Nach dem Durchgang durch die Höllen der beiden Diktaturen muß jedem Einsichtigen klar sein, daß dieses Fundament nur in den Prinzipien der Liberalität, der Solidarität und der Toleranz bestehen kann. Einem verbreiteten Irrtum zufolge gelten diese Prinzipien als Errungenschaften der Aufklärung. Ihr verdanken sie zwar ihre Universalisierung und weltweite Anerkennung; doch sind sie, wie niemand besser als Lessing, der Vater des Toleranzgedankens wußte, ihrer ursprünglichen Herkunft nach Geschenke des Christentums an eine von Unfreiheit, Feindschaft und Haß verdunkelte Welt.

Wenn die Jugend, der das entstehende Haus gehören wird, für diese Ziele gewonnen werden soll, muß mit allen Mitteln der Überzeugung und Überredung versucht werden, ihr das als leuchtendes Strebeziel vor Augen zu stellen. Das kann nur

in Form einer Anfrage an die Wissenschaft und Kunst dieser Zeit gesagt werden. Warum fand Beethoven unter den bedrückenden Verhältnissen der Restauration die Kraft, die Menschen seiner Zeit, im Aufblick „zum Vater überm Sternenzelt“, mit der Verheißung „alle Menschen werden Brüder“ zu Solidarität und Verbundenheit aufzurufen, und warum ergeht sich die heutige Kunst, unbeeindruckt von den gerade dieser Stunde gegebenen Zeitzeichen, fast nur in Beschwörungen des Verfalls und Niedergangs? Und warum sah sich Novalis am Vorabend der napoleonischen Kriege bewogen, in seinem Essay „Die Christenheit oder Europa“ ein geradezu visionäres Zielbild der europäischen Gemeinschaft zu entwerfen, während die Welt noch immer – und wohl vergebens – auf eine philosophische, theologische oder künstlerische Würdigung der Wende von 1989 wartet, die doch das Ende des lähmenden Ost-West-Konflikts, Unzähligen die jahrzehntelang entbehrte Freiheit und den Deutschen das Himmelsgeschenk der Wiedervereinigung gebracht hatte?

Da sich Inspirationserlebnisse nicht herbeireden lassen, müßte sich die Politik dazu aufgerufen fühlen, in die Bresche zu springen und vor allem der Jugend deutlich zu machen, daß es sich lohnt, im Interesse der Stabilisierung des entstehenden Hauses sich für die sein Gefüge tragenden Prinzipien einzusetzen. Denn die Freiheit wird nur allzu rasch verspielt, wenn sie nicht in ihrem unschätzbaren Wert gewürdigt und gegen alle Tendenzen zur Etablierung neuer Sklaverei, nicht zuletzt in Gestalt der modernen Medien, verteidigt wird. Ebenso kann nur konsequente Rücksicht auf die Schwachen und bewußte Zuwendung zu den „Erniedrigten und Beleidigten“ (Dostojewskij) die heutige Lebenswelt davor bewahren, sich in eine von Rücksichtslosigkeit und Selbstsucht bestimmte Kältehöhle zu verwandeln. Vor allem aber wird

nur eine als menschlicher Kraftakt begriffene und durchgehaltene Toleranz den sonst zu befürchtenden „Clash“ der Zivilisationen und Religionen verhindern können.

Zweifellos kommt das der Etablierung eines Ideals in einer Zeit gleich, die nach dem Urteil wacher Beobachter im Zeichen eines unsichtbaren Bildersturms steht. Doch die Psychologie tritt nun einmal dafür ein, daß nichts einen Menschen so wirksam der Lethargie entreißt und zur Freisetzung seiner schlummernden Energien bewegt wie ein von ihm als Hochbild seines Strebens erfaßtes Ziel. Deshalb sollte keiner, dem die Zukunft der europäischen Heimat am Herzen liegt, in dem Bemühen nachlassen, auf die Errichtung dieses Hochbilds eines im Frieden geeinten Europa hinzuarbeiten.

DIE SELIGPREISUNGEN

Die Seligpreisungen der Bergpredigt sind wie mit goldenen Lettern ins Bewußtsein der Christenheit eingeschrieben; denn die acht Seligkeiten gehören, wie ihre bis in die Patristik zurückreichende Auslegungsgeschichte zeigt, zum unverzichtbaren Bestand der christlichen Lehre. Dem entspricht auch ihre Form, die ihre Herkunft aus der urkirchlichen Unterweisung nicht verleugnen kann. Nicht umsonst sind sie in einer versachlichten, in die dritte Person gekleideten Rede-weise zum Ausdruck gebracht.

Ist das die Art, wie Jesus spricht? So fragen wir uns unwillkürlich, da wir seine Sprache von den Bildworten und Gleichnissen her ganz anders im Ohr haben. Das war doch oft sogar eine evozierende, provozierende Sprache, durch die er die Menschen zu erschüttern und letztlich zu verwandeln suchte. So geht es dann tatsächlich im Verlauf der Bergpredigt auch weiter: „Ihr seid das Licht der Welt“, sagt Jesus an die Adresse seiner Jünger gerichtet: „Ihr seid das Salz der Erde.“ Selbstverständlich kommen uns dann auch andere Sätze in den Sinn, in denen er auf ähnlich zupackende, dialogisch eindringliche Weise zu den Menschen redet.

Die beiden Fassungen

Das muß beim Hörer dieser Sätze die Frage aufwerfen, ob es nicht vielleicht diese Seligpreisungen irgendwo im Neuen Testament noch einmal gibt. Möglicherweise dann in der ursprünglichen Form; denn die uns vom liturgischen Gebrauch her bekannte Matthäusfassung trägt nur zu deutlich lehrhafte Züge. Wer gewohnt ist, nach Parallelen zu forschen,

der wird auch sehr bald fündig. Diese Seligpreisungen gibt es noch einmal, und zwar im Lukasevangelium. Dort stehen sie ebenfalls im Kontext der Bergpredigt, die an dieser Stelle allerdings eine sehr viel kürzere und kompaktere Form aufweist als in der verdeutlichenden des Matthäusevangeliums. Dort spricht Jesus tatsächlich in der von uns vermuteten dialogisch zustoßenden Form: „Selig ihr Armen; euch gehört das Gottesreich. Selig, die ihr jetzt hungert; ihr werdet satt werden. Selig, die ihr jetzt weint; ihr werdet lachen“.

Das sind Worte ungeheurer Wucht, die allerdings gegen Mißverständnisse nicht abgesichert waren. Wir verstehen, daß die junge Christenheit – in diesem Zusammenhang natürlich auch die Evangelisten – bemüht waren, diese Sätze Jesu dem Mißverständnis zu entziehen und sie in eine für den Lehrbetrieb der Kirche praktikable, dazu noch kommentierte Form umzusetzen. So wurden denn diese Seligpreisungen zunächst einmal durch Wehrufe ergänzt, die uns ebenfalls der Evangelist Lukas überliefert: „Weh euch, ihr Reichen; ihr habt euren Lohn schon bekommen. Weh euch, die ihr jetzt satt seid; ihr werdet hungern. Weh euch, die ihr jetzt lacht und tanzt; ihr werdet trauern“.

Das ist zwar die ebenso direkt zustoßende Sprache, wie sie aus dem Munde Jesu kommt. Doch entspricht sie keinesfalls seinem Geist und schon gar nicht dem Ton, den er in der ersten Stunde seines Wirkens anschlägt.

Damit verglichen wirken die Seligpreisungen im Originalton Jesu wie Fanfarenstöße, mit denen er nicht nur die Bergpredigt, sondern seine Verkündigung insgesamt eröffnet. Denn die Bergpredigt entfaltet nur einen – hauptsächlich ethischen – Teilaspekt seines Hauptanliegens. Und das besteht in der Heraufführung des Gottesreichs, in welchem Jesus wie in einer sozialen Selbstdarstellung sein Innerstes

nach außen kehrt. Denn er ist einem Wort des wohl größten Theologen der alten Kirche, Origenes, zufolge das „Gottesreich in Person“. Mit einem Bild der Geheimen Offenbarung, der Apokalypse, könnte man das aber noch ungleich schöner sagen. Dort ist die Rede von der endzeitlichen Gottesstadt, deren Tore aus Perlen gebildet sind. Demgemäß könnte man nun die Seligpreisungen in der lehrhaften Matthäusfassung mit acht Perlen vergleichen, aus denen das Tor zur Bergpredigt und damit zur Reich-Gottes-Verkündigung Jesu gebildet ist.

Die Zusage des Gottesreichs

Schauen wir uns nun doch die einzelnen Perlen genauer an! Was ist wohl mit den so oft mißdeuteten „Armen im Geist“ gemeint, denen das Gottesreich – Matthäus spricht mit Rücksicht auf seine judenchristlichen Leser, vom „Himmelreich“ – zugesichert ist?

Wenn wir die Seligpreisungen im weiteren Kontext auf uns wirken lassen, wo zunächst die Trauernden, dann die Sanftmütigen und schließlich die nach Gerechtigkeit Hungernden seligepriesen werden, begreifen wir, worauf es Jesus dabei ankommt: daß wir nicht mit vorgefaßten Meinungen, also nicht im Ornat eines festgelegten Weltbilds, sondern mit offenem, bereitem und demütigem Herzen auf ihn zugehen, um uns von ihm belehren und bestimmen zu lassen.

Dabei ist auch der soziale Hintergrund dieser Seligpreisung zu berücksichtigen. Denn Jesus muß schon bald die Erfahrung machen, daß es weder die theologisch Geschulten noch die gesellschaftlich Etablierten, sondern die Ungebildeten, die vom Schicksal Geschlagenen und ins soziale Abseits Gedräng-

ten sind, die sich seiner Botschaft zuwenden. Dazu gehören zweifellos auch die in wirtschaftlicher Hinsicht Armen, die nichts zu verlieren haben und nur ihre Enttäuschung durch das Leben mitbringen, jetzt aber von ihm und seiner Lehre wie von einem Magneten angezogen werden.

Von den Armen geht der Blick Jesu weiter zu den Trauernden. Wir begreifen: Wiederum sind nicht die gemeint, die durch irgendein schweres Schicksal in Leid und Trauer versetzt sind, sondern die von der Trauer der Welt Angefochtenen, die sich über den Zustand der Welt Gedanken machen und diesen Zustand als zutiefst unerlöst, unvollkommen und unmenschlich empfinden. Wann hätte die Menschheit keinen Anlaß gehabt, bis hinein in unserer Tage, die Welt als chaotisch, als unmenschlich, als barbarisch zu erfahren? Sodann der Schmerz darüber, daß sich angesichts der menschenverachtenden Zustände keine Initiative entwickelt, die diesem Unrecht ein Ende setzt. Der einzelne Mensch wird darauf nur mit Resignation und Trauer reagieren können, da ihm als einzelner keine Möglichkeit offensteht, in die von Selbstsucht und Machtstreben bestimmten Verhältnisse einzugreifen. Doch gerade ihm wendet sich Jesus mit seiner Zusicherung zu.

Von den Trauernden geht der Blick Jesu hin zu den Sanftmütigen, also zu jenen, die, zurückgeschreckt von der allenthalben geübten Gewalt, darauf verzichten, sich gewaltsam und rücksichtslos im Leben durchzusetzen. Zu jenen also, die gelernt haben, sich zurückzuhalten und einzulenken, gerade auch gegenüber dem aggressiven Gegner, weil sie sich von Gegengewalt keine Lösung der Probleme versprechen, wohl aber von kalkulierter Nachgiebigkeit, die den Aggressor zur Besinnung veranlaßt. Ihnen ist der Besitz des „Landes“ zugesichert.

An dieser Stelle muß man sich darüber klar werden, daß die Zusätze „sie werden getröstet werden; sie werden das Land erben; sie werden satt werden; sie werden Erbarmen finden; sie werden Gott schauen; sie werden Söhne Gottes genannt werden; ihnen gehört das Gottesreich“ im Grunde immer nur dies Letztere besagen. Wenn die Nachsätze vom Trost, vom Erbe, von der Sättigung, von der Gottesschau, von der göttlichen Erbarmung und von der Gotteskindschaft sprechen, ist stets das eine gemeint, wofür es nach Jesu ausdrücklichem Bekunden keinen Begriff und keine Rahmenbedingungen gibt, und von dem er dennoch die rettende Umgestaltung der frustrierenden Verhältnisse erwartet, das Gottesreich.

Das gilt selbstverständlich auch für die vom Hunger und Durst nach Gerechtigkeit Getriebenen, also für diejenigen, die sich über das hinaussehen, was die menschlich entworfene und gesetzlich geregelte Gesellschaftsordnung an Vergünstigungen bietet und an Gegenleistungen fordert. Es sind die Utopisten, die von einer höheren, von Zwängen und Repressionen freien Mitmenschlichkeit träumen und sich nun von Jesus seliggepriesen und in ihrer Hoffnung bestätigt sehen. Die Sättigung, die sie erwartet, ist gleichfalls die des Gottesreichs, das Jesus oft genug mit jener Mahlgemeinschaft verglichen hat, in der er selbst der Gastgeber und die Speise ist.

Nachdem Jesus bis hierher mehr die Bereitschaft eingefordert hat, geht er jetzt zur Handlung über. Denn bei ihm sind Verheißung und Verantwortung immer aufs engste miteinander verspannt. Jetzt redet er von den Barmherzigen, denen er die Erbarmung Gottes verheißt. Das zielt unverkennbar auf die Hartherzigkeit der Menschen, in welcher Jesus ein Grundübel des Zusammenlebens erblickt und die er deshalb

immer wieder ins Visier nimmt. Kaum braucht die Aktualität dieser Seligpreisung unterstrichen zu werden, die sich nur zu deutlich gegen den gegenwärtigen Schwund an Hilfsbereitschaft und Solidarität und damit gegen die soziale Unterkühlung in der modernen Gesellschaft richtet.

Im Hinblick darauf sollte man sich vergegenwärtigen, daß Freiheit, Solidarität und Toleranz, diese Grundpfeiler der demokratischen Gesellschaftsordnung, bei allem, was Humanismus und Aufklärung dazu beitragen, letztlich doch Gaben des Evangeliums an die von ihm bestimmte Lebenswelt sind, und daß insbesondere die Barmherzigkeit erst durch das Christentum Einzug in die von Haß und Gewalt erfüllte Antike hielt. Wenn die soziale Unterkühlung ein Gradmesser für die zunehmende Entchristlichung der Gesellschaft ist, kann dieser nicht effektiver als dadurch gehindert werden, daß sich alle vom Geist der Bergpredigt Berührten aus voller Kraft darum bemühen, wieder mehr Wärme in die zwischenmenschlichen Verhältnisse hineinzutragen. Und das könnte kaum besser als mit dem Versuch beginnen, das weithin zur leeren Floskel herabgesunkene Wort von der „Solidargemeinschaft“ mit neuem Leben zu erfüllen und zum Prinzip einer allgemein akzeptierten Aufgabe zu erheben.

Die Macht der Friedfertigen

Nur scheinbar wendet sich Jesus mit der Seligpreisung der Herzensreinen wieder dem Bereich der Gesinnungen und der Innerlichkeit zu. Denn für ihn hat alles, was das menschliche Zusammenleben untergräbt und verstört, seinen Ursprung im Menschenherzen. Ebenso weiß er aber auch um die

Dignität des Herzensreinen, der wie von einem Licht durchdrungen ist, das ihn ganz mit seinem Glanz erfüllt. Von diesem Licht aber gilt, daß es auf den Leuchter gestellt werden muß, damit es von allen gesehen werde. Wo der herzensreine Mensch auftritt, wird es somit nach der Überzeugung Jesu heller; das Licht aber ist der Vorbote der Wärme, die es gerade für die heutige Lebenswelt zurückzugewinnen gilt. Den Herzensreinen gilt dann umgekehrt eine der schönsten der mit dem „Selig“ verbundenen Verheißungen: „Sie werden Gott schauen“. Obwohl bei ihnen in erster Linie an diejenigen gedacht ist, die ohne Vorbehalt und Argwohn dem Mitmenschen begegnen, ist doch gerade ihnen ein Sinn für Gott zugesprochen, der sich wie eine Vorwegnahme seiner jenseitigen Schau ausnimmt. Indessen ist auch damit das Gottesreich gemeint, jetzt aber in seiner Herkunft aus dem Liebeswillen dessen, der im Begriff steht, diese todverfallene Welt ihrer Finsternis zu entreißen und sie an sein väterliches Herz zu ziehen.

Den entscheidenden Beitrag zur Mitwirkung am Gottesreich fordert Jesus sodann mit der Seligpreisung der Friedensstifter, denen er das Glück der Gotteskindschaft verheißt. Wie der Ausdruck „friedfertig“ erkennen läßt, ist mit der von ihm geforderten Friedenstat zunächst die Versöhnung des mit sich und seinem Dasein überworfenen Menschen gemeint, also das, was Guardini die „Annahme seiner selbst“ nannte. Denn nur der, der es über sich brachte, die Last des eigenen Daseins auf sich zu nehmen, wird sich dazu durchringen können, die Last des anderen in seinem oft befremdlichen und abstoßenden Anderssein zu tragen. Doch gerade darum geht es bei dem, womit der Friede unter den so unterschiedlich gearteten und agierenden Menschen beginnt: der Toleranz. Sie besteht, wie bereits deutlich wurde,

nicht in kompromißbereiter Indifferenz, sondern in einem Kraftakt, der die Last des anderen aufnimmt, ohne sich ihm schwächlich anzupassen, aber auch ohne tragisch an ihm zu zerbrechen. Damit beginnt dann jenes Friedenswerk, das die Mauern der Mißverständnisse und Rivalitäten niederlegt und sich dabei auf den stützt, der die Friedenssehnsucht der Menschheit nicht nur dadurch erfüllt, daß er ihr den Frieden verkündete und brachte, sondern dadurch, daß er einem biblischen Schlüsselwort zufolge „unser Friede“ ist.

Alles kommt darauf an, daß der Anschluß an ihn und seine Vorgabe auch wirklich gelingt. Dazu muß der von Ängsten und Aggressionen umgetriebene Mensch aber zuerst über sich hinauswachsen und jenen Standort gewinnen, der ihn der irdischen Zwietracht entrückt und zum Quellgrund des göttlichen Friedens führt: den Standort der von Jesus verheißenen Gotteskindschaft. Denn erst dem zur Gotteskindschaft gelangten Menschen ist der Friede so natürlich wie der Sonne das Licht. Er muß sich zu Akten der Befriedung und Versöhnung nicht entschließen, weil er sich dazu von innen her bewogen und gedrängt sieht. Gleichzeitig weiß er sich aber durch das, was ihn bewegt, auch aufs Wunderbarste beschenkt. Denn die Gotteskindschaft ist ebenso sein Motiv wie sein Lohn.

Von Franz Kafka stammt die hintergründige Erzählung „Vor dem Gesetz“, jene Geschichte von dem unglücklichen Mann vom Lande, der sein ganzes Leben vor dem Tor zum Gesetz und damit vor dem göttlichen Geheimnis zubringt, weil er, eingeschüchtert von der furchterregenden Gestalt des Türhüters, nicht einzutreten wagt und der schließlich in seiner Todesstunde, als sich das Tor vor ihm verschließt, erfahren muß, daß dieser Eingang nur für ihn bestimmt war. Dazu kann und darf es bei uns nicht kommen. Denn vor

dem Portal zur Bergpredigt steht kein abweisender Türhüter; vielmehr erglänzt es im vielfarbigen Licht der es wie Perlen umfassenden Seligpreisungen. Mit ihrem Farbenreichtum laden sie uns ein, das uns zubestimmte Tor zu durchschreiten; denn mit ihm verweisen sie auf den, der zwar das Schwerste – bis hin zur Unterdrückung unserer Aggressionen und zur Feindesliebe – von uns fordert, der aber diese Bürde zugleich dadurch tragen hilft, daß er uns das denkbar Schönste gibt: sich selbst.

Peter Kreeft

Ökumenischer Dihad?

Religionen im globalen Kulturkampf

Was hat das ökumenische Mit-einander der Religionen mit dem „Dihad“ zu tun, der in der aktuellen Diskussion für fanatisierte Selbstmordattentäter steht?

Kreefts provozierende Antwort:

Die Welt ist nicht von einem Kampf der Kulturen bedroht, sondern von einem längst schon entbrannten Kampf der Gottlosigkeit gegen das menschliche Leben und

seine Werte. Warum stehen Kirchen und Religionen der Welt nicht gemeinsam auf gegen Werteverfall, Glaubensverlust, Jugendkriminalität, Bildungskrise, Zerstörung der Familien? Kreeft sieht alle Gläubigen in einem gemeinsamen „Heiligen Krieg“ gegen die materialistische Ausbeutung und moralische Korruption des Menschen.

SANKT ULRICH VERLAG

ISBN 3-929246-93-7
Geb., ca. 200 Seiten

